Paed. Pr.
4095.

Kinderleben.

Erzählungen

freudiger und trauriger Begebenheiten aus demselben.

Von

Carl Wilhelm Weiße.

Neue wohlfeile Ausgabe.

Mit 4 illuminirten Kupfern.

Nürnberg,
Verlag von J. L. Lotzbeck.

Paed. Pr. 4095 Weisse, C. H.,
~~395~~

<36640762950013 S
<36640762950013
Bayer. Staatsbibliothek

N. 10

Kinderleben.

Erzählungen

freudiger und trauriger Begebenheiten aus demselben.

Von

Carl Wilhelm Weiße.

Neue wohlfeile Ausgabe.

Mit 4 illuminirten Kupfern.

Nürnberg,
Verlag von J. L. Lotzbeck.

1849

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Meine, in derselben Verlagshandlung früher herausgekommene Schrift: — Unterhaltungen für Verstand und Herz, für Kinder, — erhielt einen, für mich so erfreulichen Beifall, daß davon, bald nach ihrem Erscheinen, eine neue Auflage nothwendig wurde. Diese erschien in ganz umgearbeiteter Gestalt und fand und findet noch immer gute Aufnahme. Ich darf mir daher wohl schmeicheln, daß meine Geschichten für Kinder von Aeltern und Erziehern zweckdienlich gefunden wurden und gebe nun in diesem Büchelchen wieder eine Reihe solcher nützlicher und unterhaltender Geschichten.

Ich habe zwar dabei durchaus auf das Fassungsvermögen der Kinder von 6 bis 9 Jahren Rücksicht genommen und glaube auch, immer denselben verständlich erzählt zu haben; indessen könnte doch Manches manchem Kinde nicht verständlich seyn, weßhalb es immer besser ist, den Kindern dieselben nach und nach vorzulesen, um ihnen gleich das Nichtverständliche erklären zu können. So wird dann am Besten der schöne Zweck, den Verstand der Kinder zu bilden und ihr Herz für alles Gute zu erwärmen, erreicht werden.

Nürnberg, im Juli 1829.

Der Verfasser.

Inhalt.

		Seite
1.	Mißbrauch der edlen Zeit	1
2.	Gott verläßt uns nicht.	9
3.	Die gute Tochter	15
4.	Belohnte Wohlthat . , ...	21
5.	Unvorsichtigkeit bringt Lebensgefahr . .	24
6.	Nothwendige Vorsicht beim Baden . .	41
7.	Traurige Folgen der Faulheit . . .	50
8.	Geschwisterliebe	54
9.	Leichtsinn führt in's Verderben . . .	59
10.	Das Rosenfest	68
11.	Gefährliches Schaukeln. 2 Erzählungen .	73
12.	Einige Beispiele, wie sehr nöthig es sey, behutsam mit dem Feuer umzugehen .	83
13.	Gewohnheit wird zur andern Natur . .	89
14.	Fleiß macht glücklich	94
15.	Das Fruchtbäumchen	96
16.	Die Ostereier	99
17.	Der dankbare Sohn	104
18.	Der edelmüthige Vater und sein Sohn .	112
19.	Der ostindische Onkel	116
20.	Der gute Hirtenknabe	127
21.	Das unrichtige Sprüchwort	131
22.	Erkenne dankbar Gottes Wohlthaten . .	134
23.	Der schläfrige Andreas	136

Seite

24. Reinlichkeit und Ordnung geziemen den guten Kindern 139
25. Nur nicht lügen 140
26. Nimm nicht, was dir nicht gehört . . 142
27. Naschen ist gefährlich 144
28. Der Dienstfertige 146
29. Höflichkeit und Bescheidenheit . . . 148
30. Der Neidische wird niemals froh . . 150
31. Nur nicht verdrießlich 152
32. Sey nicht eitel und stolz 154
33. Das schwatzhafte Mädchen 156
34. Sey vorsichtig in all' deinem Thun . . 158
35. Das Baden 161
36. Unglück durch Scheidewasser und Vitriolöl . 163
37. Die Malerkästchen 170
38. Die vergiftete Torte 173
39. Der heißgierige Esser 177
40. Unglück durch Schießgewehre . . . 179
41. Das Schlittschuhlaufen 184
42. Das Klettern 185
43. Der scharfe Hieb 188
44. Das Abladen 189
45. Der glückliche Fall 190
46. Das Anrennen 191
47. Das Gedränge 192
48. Das Ausschlagen der Pferde . . . 194

1.

Mißbrauch der edlen Zeit.

Weise die Lebenszeit benützen, dieß geziemt dem edlen, dem guten Menschen.

Unschätzbar ist der Werth der Zeit: eine verlorne Stunde kehrt nie zurück; darum handle so, daß dich auch kein Tag reut, den du gelebt hast.

Kurz ist dieß Erdenleben; darum ist es heilige Pflicht, solches so viel als möglich gut anzuwenden.

Die Reue ist eine furchtbare Empfindung in der Brust des Menschen. Unnütze Zeitverschwendung ruft sie früh oder spät stets hervor; darum, Kind, wende jeden deiner Lebenstage wohl an, damit dich nie der Reue bittre Seufzer schmerzen.

Wer leichtsinnig seine Zeit verschwendet, hat den Zweck des Lebens verfehlt, und er ist kein würdiges Mitglied der menschlichen Gesellschaft.

In einem Dorfe, welches unfern einer großen Stadt lag, wohnte ein Pächter, der einen einzigen Sohn hatte, welcher leider auch die edle Zeit unnütz verschwendete, und dadurch sehr unglücklich wurde.

Erich, so hieß dieser Knabe, hatte die üble Gewohnheit, mit läppischen Dingen den größten Theil des Tages hinzubringen. Leichtsinnig versäumte er in der Schule, die guten Ermahnungen des Lehrers sich eigen zu machen. Manchen Tag trieb er kindische Spiele bis zum Uebermaß, und zuweilen gab es auch Tage, an denen er eigentlich gar nichts that. Zu manchem vernünftigen Manne, der ihn ermahnte fleißig zu seyn, und die edle Zeit nicht so vergeblich entfliehen zu lassen, sagte er: „Mein Vater ist sehr wohlhabend, und ich brauche also nie zu arbeiten.“ Einst, bei einer solchen Gelegenheit, sagte ein alter verständiger Nachbar zu

ihm: „Aber, Erich, wenn dich nun Unglücksfälle treffen; wie dann?“ „Immerhin!“ antwortete er leichtsinnig: „Geld bleibt mir dennoch, und so trotze ich jedem Mißgeschicke.“

Auf diese Art vergingen mehrere Jahre, und die Anzahl der Stunden, die Erich muthwillig verschwendete, wurde sehr groß.

Gerade zu der Zeit, als Erich die Schule ganz verließ, starb sein Vater. Seine Mutter blieb auf dem Gute, und ihr Bruder übernahm die Leitung der Feldwirthschaft. Dieser Mann trug Erichen bald dieses und jenes Geschäft auf, aber wer nichts vollbrachte, das war Erich. So wie er in der Schule, anstatt zu lernen, die Zeit zu vielen unnützen Dingen mißbrauchte, eben so machte er es nun als Jüngling. Statt in Wald und Feld nachzusehen, und die Leute zu Fleiß und Thätigkeit zu ermuntern, warf er sich Stunden lang unter einen schattigen Baum, schlief auch zuweilen dort ein, und die Knechte konnten arbeiten so viel oder so wenig sie wollten.

Zum Unglück für Erichs Mutter verwaltete ihr Bruder das Gut auch nicht gehörig. Er

ergab sich zwei bösen Dingen, nämlich dem Trunk und dem Spiele, und Erichs Mutter merkte bald, daß es mit seiner Verwaltung dem Verderben zuginge. Eben wollte sie deßhalb eine andre Einrichtung treffen, als große Unglücksfälle sie dieser Vorsorge überhoben. Ein verheerender Krieg brach aus. Schnell und unvermuthet drangen starke Haufen feindlicher Truppen in die Gegend und selbst in den Ort ihrer Wohnung vor. Die wilden Krieger raubten und plünderten auf eine heillose Weise. Erichs Mutter gerieth in die schrecklichste Lage. Ein beträchtlicher Theil ihres Vermögens ging zu Grunde, und eine ihrer mit Früchten reich gefüllten Scheunen ging in Feuer auf. Doch dieß Alles waren nur Vorboten des großen Unglücks, das in den nächsten Tagen verwüstend sie traf. Eine Hauptschlacht wurde in dieser Gegend geliefert, und Erichs Dorf litt dabei auf eine furchtbare Art. Verschiedene Male wurde es von beiden Parteien mit Sturm genommen und wieder verloren. Sausende Kugeln, zischende Granaten im Ueberfluß vollendeten den gänzlichen Ruin des Dorfes. Bald stand das-

No. 1

selbe größtentheils in Flammen und händeringend flohen die unglücklichen Einwohner bald da- bald dorthin; aber ach! überall war Gefahr und Tod. — — Jetzt ergriff die Flamme das nächste Haus neben der Wohnung von Erichs Mutter, und bald vernahm sie den Schreckensruf: „Die eine Seitenwand Eurer Wohnung fängt an zu brennen!“ In Jammer und Angst raffte die Frau einiges Geld, Ringe und andern Schmuck zusammen, that alles Dieß in ein Kästchen, und im Verein mit ihrem Sohne wollte sie ihre Wohnung verlassen. Aber eben als sie aus ihrer Thüre heraustraten, kam ein wilder Schwarm feindlicher Soldaten, und diese versuchten sogleich ihr das Kästchen zu entreissen. Die unglückliche Frau schrie verzweifelnd und hielt ihr Kästchen mit beiden Händen krampfhaft fest; aber ein fühlloser Krieger stieß mit voller Gewalt ihr seinen Flintenkolben auf die Brust, und ächzend fiel sie zu Boden. In diesem Augenblicke stürzte krachend ein Theil des brennenden Daches hernieder, und zerschmetterte sie. Vor Schrecken fast bewußtlos sank Erich auf einen nahen Stein. Ein Nachbar riß ihn

mit den Worten empor: „Fort von hier, wenn du nicht eines gräßlichen Todes sterben willst. Unserm ganzen Dorf ist Vernichtung gewiß, denn dort auf der nächsten Anhöhe ist eine ganze Reihe großer Kanonen aufgefahren worden, um es vollends in den Grund zu schießen.“ Indem Erich dem Manne zitternd folgte, fing der Donner der Kanonen an. Die Erde bebte, und die schweren Kugeln nahmen ganze Trümmer von den Häusern hinweg. Im nahen Walde brachte Erich mit noch einigen Einwohnern die Nacht zu. Bald sahen sie mit Entsetzen in der Richtung ihres Dorfs eine außerordentliche Helle, und die Meinung war allgemein, daß ihre Wohnungen jetzt von den Flammen verzehrt würden.

Der Morgen des andern Tages bestätigte die traurige Vermuthung. Die unglücklichen Einwohner fanden, als sie sich aus dem Walde wieder heraus wagten, ihr Dorf ganz zerstört als einen Schutthaufen.

Die Gegend blieb eine geraume Zeit der Kriegsschauplatz, und die nun ganz armen Bewohner zerstreuten sich da- und dorthin. Erich, der Alles verloren hatte, wandte sich nach der

nächsten Stadt. Ein weitläufiger Anverwandter besaß dort einen großen Gasthof; zu diesem Manne ging Erich, und er wurde von ihm, als er sein trauriges Loos vernommen hatte, bereitwillig aufgenommen.

Aber bald zeigte sich in Erichs Handelsweise der vorherrschende Hang zu leichtsinnigen Tändeleien, auch ein Widerwillen gegen anhaltende ernsthafte Arbeiten. Spielen und Spazirengehen — das waren ihm liebe Dinge, und oft, wenn sein Herr ihn irgendwo in der Stadt hinschickte, suchte er die Plätze auf, wo er Unterhaltung fand, und versäumte dort zu rechter Zeit heimzukehren.

Sein Herr war ein Mann, der in allen Punkten streng auf Fleiß und Ordnung hielt, und beobachtete daher oft mißbilligend Erichs Betragen. Eines Tages gab er ihm den Auftrag, verschiedene Sachen in der Wirthschaft aufzuschreiben, und dann Alles genau zu berechnen. Zu Erichs großem Schaden zeigte es sich aber bei dieser Arbeit deutlich, wie schlimm es ist, in der Schule nichts recht gelernt zu haben. Sein Aufsatz war äußerst fehlerhaft, und der Gast-

wirth sagte bei der Durchsicht desselben mit finstrer Miene zu ihm: „So kann man dich zu gar nichts brauchen.“ Statt um Nachsicht zu bitten, wurde Erich empfindlich, und einige seiner Ausdrücke waren sogar grob; die Folge davon war, daß er aus dem Hause fortgeschafft wurde, und eine Zeit lang Noth und Mangel in nicht geringem Grade erdulden mußte.

Mit vieler Mühe bekam er nach einiger Zeit einen Dienst bei einem Kaufmanne, aber nach Verlauf von ein paar Monaten ging es hier wieder genau so, wie bei der ersten Herrschaft. Der rege Eifer für Arbeit, und die Kenntnisse, die der Aufmerksame sich so leicht in der Schule erwerben kann, fehlten Erich gänzlich, und machten ihn unbrauchbar.

Sorgen, Verdruß und Kummer waren für ihn die lästigen Begleiter in einer langen Reihe von Jahren, und machten ihm diese schöne Erde zu einem wahren Jammerthale. Endlich ging er beim Wiederausbruch eines neuen Krieges unter die Truppen einer großen Macht, und bei dem ersten Angriff, dem er beiwohnte, brachte eine Kugel dem Unglücklichen die Ruhe für immer.

Erichs Schicksal lehrt deutlich, daß der Hang zu Dingen, die zweckwidrig die edle Zeit rauben, einer der schädlichsten ist. Leicht vereint sich mit diesem Uebel die Trägheit und das Zurückbleiben in guten nützlichen Kenntnissen. Darum ist es sehr gut, sich schon in der frühen Jugend zu gewöhnen, die Zeit nur nützlich anzuwenden. Der Mensch thut wohl, der täglich zu sich selbst spricht: Was ich Gutes thun kann, das will ich wo möglich noch heute thun, denn wer weiß, ob ich morgen es noch vermag.

2.

Gott verläßt uns nicht.

Um der Ruhe eures künftigen Lebens willen sey euch, ihr Kinder, dieser Glaube heilig. Es kann eine Zeit kommen, wo Vater und Mutter euch verlassen, wo Freunde und Erzieher von euch scheiden; und diese Zeit kann nahe seyn. Oft kommt der Mensch in

so bedrängte Lebensverhältnisse, daß er alle Aussichten auf ferneres Lebensglück verliert. Dann bleibt der trostreiche Gedanke „Gott verläßt uns nicht" die einzige Stütze, und gewährt immer Beruhigung. Beispiele gewöhnen an Nachdenken darüber, und lehren uns das Bedürfniß dieses Glaubens am Lebendigsten fühlen.

Vor einigen Jahren geschah es, daß eines Abends in den Straßen einer sächsischen Landstadt ein 8jähriges Mädchen herum lief und jammervoll weinte. Das arme Kind war von denen verlassen worden, die es nähren, kleiden, erziehen und beschützen sollten. Vater und Mutter waren ihm vor wenig Monaten kurz nacheinander gestorben. Da es bei der Leiche seiner geliebten Mutter trostlos weinte, so schienen ein paar durch seinen Wohnort reisende Handelsleute sich seiner erbarmen zu wollen und nahmen es mit sich. Aber als sie nach zwei Tagreisen in die sächsische Landstadt kamen, da vernahmen sie, daß eine ihrer Handelsspekulationen ganz mißlungen war. Voll Verdruß entfernten

sie sich schnell aus dem Orte, ließen das kleine Mädchen dort, und bekümmerten sich nicht weiter um dasselbe. Man denke sich die verzweiflungsvolle Lage, in der das arme Kind nun war! Es sah lauter fremde und unbekannte Menschen; bei wem sollte es nun Hülfe suchen und erwarten?

Weinend und jammernd suchte Marie, so hieß das arme Kind, ihre bisherigen Führer in allen Straßen der Stadt; aber ihr Suchen war vergebens. Sie blieb die erste Nacht unter freiem Himmel, weil sie zu schüchtern war, in irgend einem Hause um Aufnahme zu bitten. Die Nacht ging vorüber. Das arme Mädchen starrte vor Frost, und mit neuem Angstgeschrei durchlief es am Morgen nochmals die Straßen, seine lieblosen Begleiter zu suchen. Umsonst! Mancher Vorübergehende wurde aufmerksam und fragte aus Mitleid oder Neugier: „Was fehlt dir, liebes Kind?“ Marie erzählte dann so gut sie konnte, wie es ihr so traurig ergangen wäre. Das arme Kind! sagte dann wohl der Eine und der Andere, aber dabei blieb es — jeder ging weiter.

Endlich begegnete dem weinenden Mädchen eine arme, schon ziemlich alte Frau, die sich auch nach der Ursache seines Jammers erkundigte. Kaum hatte sie die Geschichte vernommen, als sie tröstend sagte: „Nun sey nur ruhig, Kleine; Gott verläßt uns nicht!“ Sie setzte hinzu: „Komm' mit mir, ich will dich in eine warme Stube bringen und dir zu essen geben.“

Sie nahm das Mädchen bei der Hand und führte es in ihr Haus. Hier saß ein alter blinder Mann in einer Ecke am Ofen. Zu diesem sagte gleich beim Eintritt die gutmüthige Führerin: „Höre, Vater! da bring' ich dir eine arme Waise mit, sie ist vor Kälte ganz erstarrt und hat seit gestern keinen Bissen gegessen. Böse Leute haben sie nach dem Tode ihrer Aeltern mit hierher genommen, und das arme Kind dann hülflos verlassen. Aber schon auf dem Wege habe ich dem weinenden Mädchen gesagt: Gott verläßt uns nicht. Nicht wahr, lieber Mann, so arm wir sind, so theilen wir doch unser Weniges mit der Verlassenen?“

„Gern!“ sagte der alte Mann, reichte

dem schluchzenden Mädchen die Hand, und fuhr fort: „Bete nur immer mit kindlichem Vertrauen, dann hilft in jeder Noth dir gewiß auch der Höchste. Bleibe immer rechtschaffen, und du wirst von uns so viel möglich Unterstützung erhalten.“

„O wenn ihr mich behalten wollt,“ rief das Mädchen, „so will ich mich bestreben, recht fromm zu seyn, und will euch Beide lieb haben wie Vater und Mutter!“ „Ach das gute Kind!“ sprach die alte Frau; „ja Vater, wir behalten es. Ich verdiene doch immer die Woche einiges Geld mit Nähen und Waschen; bald wird bei dem Geschäfte die Kleine mich unterstützen können. Größerer Segen wird noch unserem Hause werden; ich weiß gewiß: Gott verläßt uns nicht.“

Marie blieb jetzt in dem Hause der guten Leute. Das Weib handelte wirklich wie eine Mutter an ihr; dieß zeigte sie gleich die nächsten Tage, als das Mädchen von der ausgestandenen Kälte das Fieber bekam. Sorgsam wurde sie von der alten Frau gepflegt und ge-

wartet, und erhielt auf diese Art bald wieder ihre vorige Gesundheit.

Sichtbar verlieh der Himmel die schönsten Segnungen den wackern Pflegeältern Mariens.

Mehrere edle Menschen, die von der schönen That dieser braven Leute hörten, erfreuten sie von Zeit zu Zeit mit den ansehnlichsten Geschenken. Das Mädchen wuchs herrlich auf, blieb folgsam und fleißig, und weihte den guten alten Leuten stets ein dankbares Herz. Nach Jahren bekam Marie einen wackern geschickten Handwerker zum Manne, und eines bequemen Wohlstandes des Lebens erfreute sie sich von nun an. Sie hatte die Freude, ihren guten Pflegeältern ihre Dankbarkeit noch thätiger beweisen zu können, bevor sie in das Grab sanken. Oft erzählte sie ihren Kindern ihr einstiges Schicksal. Gerührt rief sie dann immer: „Die alte Frau hatte recht: Gott verläßt uns nicht!“ —

3.
Die gute Tochter.

Kinder! Dankbarkeit gegen eure Aeltern sey euch stets die heiligste Pflicht. Ihrer zarten Liebe, ihrer unermüdeten Sorgfalt seyd ihr Alles schuldig. Das Glück eures Daseyns, die schönen Freuden, die eure Jugendtage schmücken — alles Dieses ist ein Geschenk von ihrer Hand.

In vollem Maße, so wie sie euch Wohlthaten erzeigen, müßt ihr auch ihnen Dank und Gegenliebe weihen. Vom Vergelten ist gar die Rede nicht, denn wie könnte Vergeltung da statt finden, wo erzeigte Wohlthaten ins Unendliche fortgehen? Wie will man einer Mutter ihre Nachtwachen und Thränen, ihre Sorgen und Schmerzen, die vielfachen Aufopferungen ihrer Freude, Ruhe, Bequemlichkeit vergelten? O betrachtet es stets als ein großes Glück, wenn ihr im Stande seyd, euern Aeltern irgendwo Liebe und Ge-

fälligkeit zu erzeigen. Euer ganzer Sinn sey stets darauf gerichtet, ihnen ein dankbares Herz zu weihen.

So handelte das gute Lottchen, die Tochter eines Handwerkers in einem kleinen Landstädtchen. Die Gattin dieses Mannes lag an einer gefährlichen Krankheit darnieder. Mangel an gehöriger Pflege und Ruhe verschlimmerte ihren Zustand immer mehr und verzögerte ihre Genesung. Um der Kranken auf ihrem langwierigen Lager wenigstens etwas mehr Pflege zu verschaffen, wurde ihre 16jährige Tochter zu ihr geholt, die seit einiger Zeit in der benachbarten großen Stadt bei einem Verwandten sich befand. Mit kindlicher Zärtlichkeit übernahm sie sogleich ganz allein die Pflege und Wartung ihrer geliebten Mutter. Zugleich wurde auch die Besorgung des Hauswesens von ihr nicht aus der Acht gelassen.

Jeden Augenblick des Tages, wenn die häuslichen Geschäfte sie nicht abhielten, brachte sie an dem Krankenlager der Mutter zu. Sie fühlte inniges Mitleid bei dem Anblick ihrer Leiden, die noch immer kein Ende nehmen woll-

ten. Wohl bereitete die gute Tochter durch sanfte Wartung der geliebten Mutter so viel Bequemlichkeit als sie vermochte; aber die Kranke bedurfte, nach dem Urtheile des Arztes, vornehmlich Stärkungsmittel, damit sie ihre geschwächten Kräfte wieder erhalten könnte. Doch leider fehlte auch hier, wie bei so manchem andern Kranken, das nöthige Geld. Ach, das war bittrer Kummer für Lottchens gutes Herz!

Einst saß sie am Bette mit dem Gedanken beschäftigt: Wenn ich nur meiner guten Mutter etwas zur stärkenden Labung reichen könnte! Sie schlummert jetzt ein paar Augenblicke vor Entkräftung, und wenn sie erwacht, wird sie nach Erquickung sich sehnen. O wenn ich sie doch damit erfreuen könnte! Das Mädchen sinnt, faßt einen Entschluß und schleicht leise vom Lager der Mutter hinweg. Sie geht zu einer ihr wohlbekannten Nachbarin, versetzt ihr Sonntagskleid für eine kleine Summe Geldes, und holt nun das Stärkungsmittel, welches der Arzt für die Kranke angerathen hatte.

Ehe noch die Mutter aus ihrem Schlummer

erwacht war, saß Lottchen schon wieder vor ihrem Bette. Als sie nun bald darauf die Augen aufschlug, fragte die Tochter sanft: „Gute Mutter, ist dir etwas besser? Da habe ich dir das Stärkungsmittel, von dem der Doctor sprach, geholt; genieße es, und der Himmel gebe, daß es gute Dienste thue.“ Mit einem sanften Lächeln nahm es die Kranke, und forschte nicht weiter nach.

Am nächsten Sonntage, als die Mutter um Vieles besser sich befand, wollte die gute Tochter in die Kirche gehen. Sie sah erst noch einmal im Krankenzimmer nach, und sagte der Mutter ihr Vorhaben.

„Aber,“ erwiederte diese, „du hast ja nur dein Alltagskleid an; so willst du zur Kirche gehen?“

„Liebe Mutter!“ sprach Lottchen, „es kommt ja doch nur auf's Herz und nicht auf's Kleid an, wenn man zur Kirche geht.“

Nach acht Tagen kommt das Mädchen wieder in ihren Alltagskleidern aus der Kirche. „Kind,“ sagte die Mutter ernsthaft, „wieder in dem Gewande!“ „Nun ja,“ versetzte Lott-

chen, „ich habe noch immer den Glauben, liebste Mutter, daß das Kleid nichts zur Sache thue, und daß nur die gute Gesinnung wirke.“ „Aber,“ sprach die Mutter, „du hast ja ein besseres Kleid; warum ziehst du es nicht an?“ Das gute Mädchen konnte keine Unwahrheit sagen, und gestand die ganze Sache.

Unbeschreiblich war die Rührung der Mutter, als sie diese schöne That ihres Kindes vernahm.

Nach einigen Tagen besuchte der würdige Ortsgeistliche die Patientin, und sie erzählte ihm mit gerührtem Herzen der Tochter edle That. Der Geistliche lobte diese That, und sagte beim Weggehen: „Eine so gute Tochter muß ihre Sonntagskleider wieder haben.“ Der rechtschaffene Seelsorger theilte noch am nämlichen Tage einigen Freunden die Nachricht von diesem Vorfalle mit. Diese freuten sich auch der schönen That des Mädchens und legten mit Vergnügen so viel Geld zusammen, um sogleich die Kleider einlösen zu können. Einer von den edlen Männern, der vorzüglich reich war, gab noch überdieß eine ansehnliche Summe, um zur

ferneren Pflege für die Kranke noch mehrere Stärkungsmittel anzuschaffen.

Das reinste Entzücken empfand Lottchen, als sie sah, daß ihre That für die gute Mutter so wohlthuend fortwirkte. Der Himmel, meinte sie, segnet doch oft wunderbar; kaum verdient meine kleine Aufopferung so viele Vergeltung.

Aber des guten Mädchens Aufopferung war doch nicht so ganz gering als sie dachte; denn sie gab das, worauf junge Mädchen stets den größten Werth legen. Die besten Kleider willig hingeben, um der Mutter eine Erquickung zu verschaffen, ist immer eine sehr schätzenswerthe Handlung.

Es werden nicht viele Kinder in den Fall kommen, für ihre Aeltern so etwas zu thun; aber auch außerdem gibt es der Fälle gar viele, wo edle Kinder den Aeltern Freude machen können. Liebe, Folgsamkeit, das eifrige Bestreben, in der Zukunft als gute und brave Menschen der Welt zu nützen, wird gewiß reines Entzücken in der Brust der Aeltern erregen.

4.
Belohnte Wohlthat.

Unlängst feierte ein edles liebenswürdiges Mädchen ihr Namensfest. Verwandte und Freunde suchten ihr nach einer alten Sitte diesen Tag durch unerwartete Geschenke und Freudenbezeugungen zu einem wahren Feste zu machen. Unter Anderm hatte ein jovialer junger Mann den Vorsatz gefaßt, ihr eine Abendmusik bringen zu lassen. Schon war er lang mit diesem Gedanken umgegangen, als ein dringendes Geschäft ihn gerade für diesen Tag von seinem Wohnort entfernte. Er gab deßhalb einem Freunde den Auftrag, Alles an seiner Statt zu veranstalten, und seine Freundin damit angenehm zu überraschen. Er überreichte ihm dabei die Summe Geldes, die zu dieser Absicht nöthig war.

Der Freund bemühte sich mit allem Ernste, diesen Auftrag getreu auszurichten. Aber es trat ein Haupthinderniß ein, welches die Ausfüh-

rung vereitelte. Die Musiker, welche er für diesen Abend bestellen wollte, waren bereits zu einer Feierlichkeit bei einem vornehmen Herrn bestellt, und so mußte der Wunsch des Freundes unerfüllt bleiben.

Indessen suchte der Beauftragte doch etwas zu thun und glaubte, schon der Wille seines Freundes, für diesen Tag zu dem Vergnügen des Mädchens etwas beizutragen, würde sie freuen. Er ging deßhalb zu ihr hin, und gestand den erhaltenen Auftrag, den er leider nicht ausführen könne.

„Wie viel,“ fragte das edle Mädchen, „gab Ihr Freund für die Musik?“ Der Gefragte zeigte die Summe.

„O geben Sie her!“ sagte sie mit der Miene eines Engels. „Das Geld war doch einmal zu einem Vergnügen für mich bestimmt und ich weiß es gerade zu etwas anzuwenden, wozu Ihr Freund gewiß seine Einwilligung geben würde, wenn er hier wäre. Ich kenne hier in der Nachbarschaft einen nothleidenden Armen, der ohne sein Verschulden, wie leider gar viele, arm geworden ist; dem wollen wir

mit der Summe eine unverhoffte Freude machen. Tausend Nachtmusiken würden mir nicht das Entzücken machen, das mein Herz in diesem Augenblick schon empfindet, sich einem edlen Unglücklichen in seinem Jammer tröstend zu nahen."

Solche Engelsgüte bei einem irdischen Wesen zu sehen, ist selige Empfindung für den fühlenden Menschen. Mit Thränen der innigsten Rührung überreichte ihr der Freund die ganze Summe.

„Nehmen Sie, theure Seele!" so rief er, „die Gabe Ihres Freundes hin. Schöner kann sie, beim Himmel! nicht angewendet werden. Er wird sich auch der Freudenthränen des Armen freuen."

Das Mädchen ging, vollzog die edle Handlung, und ein seliges Bewußtseyn in ihrer Brust war der Lohn des Himmels dafür.

Der bald zurückkehrende Freund vernahm mit reiner Freude den Vorfall, und die Freundin wurde durch diesen neuen Beweis ihres edlen Herzens ihm noch theurer, als sie ihm schon längst war.

Merkt es euch, Kinder! schöner kann man seinen Geburtstag nicht feiern, als wenn man an demselben Nothleidenden eine Erquickung bereitet.

5.

Unvorsichtigkeit bringt oft Lebensgefahr.

In kleiner Entfernung von einer schwäbischen Landstadt lag ein großer Teich, worauf sich immer viele Wasservögel versammelten. Die Einwohner des Städtchens machten sich oft das Vergnügen, eine Jagd gegen die gefiederten Gäste anzustellen, und zuweilen war die Anzahl, die geschossen wurde, bedeutend.

Wegen dieser Jagd befand sich auf dem Teiche immer ein, aus starken Baumstämmen zusammengesetztes Floß, welches zur Sicherheit mit einer Kette und einem Ring an einem starken Pfahl am Ufer befestigt war. Mit diesem Floß trieben nun öfters Knaben ein

muthwilliges Spiel. Obgleich die Fahrt auf solchem von der Behörde des Orts für die Unberechtigten streng verboten war; so wurde dennoch das Floß von der unbesonnenen Jugend häufig losgemacht, damit zur bloßen Kurzweil auf dem Wasser umhergefahren, oder die Nester und Eier der Wasservögel aufgesucht. Vorwitzige Knaben waren schon öfters bei diesen Unternehmungen in große Gefahr gerathen, weil sie nicht hinlänglich die Tiefe des Wassers kannten, und auch zur Lenkung des Floßes nicht Kräfte genug besaßen. Aber trotz dem setzten doch immer wieder neue Wagehälse Gesundheit und Leben auf's Spiel und fuhren.

Einst, an einem der herrlichsten Sommerabende, kamen Leopold und Joseph, zwei 13jährige Knaben, zu diesem Teiche, und eine Spazirfahrt auf ihm wurde beschlossen.

„Sieh'," sagte Leopold, „die ganze Gegend ist menschenleer, wir haben keinen Einspruch bei unserer Fahrt zu fürchten." „Schön," erwiederte Joseph; „wir fahren jetzt einige Male am Ufer hin und her, und gehen dann froh nach Hause."

Schnell wurde das Floß vom Pfahle abgelöst. Mittelst eines kurzen Stabes ruderten sie nun lustig dahin. Das leichte Gelingen verschiedener Wendungen machte sie immer kühner, und das Fahrzeug kam immer weiter vom Ufer ab. Unter Scherzen und Lachen vergaßen die Knaben die nöthige Vorsicht, die man immer bei einer Wasserfahrt anwenden muß. In ihren Tändeleien wurden sie nicht gewahr, daß ein, durch die Lage der Gegend verursachter Luftzug sie weit vom Ufer entfernte, und schleunig dem hohen Wasser zutrieb. Zu ihrem nicht geringen Schrecken merkten sie jetzt bei genauer Umsicht, daß das Ufer bedeutend entfernt war, und daß der kurze Ruderstab anfing unbrauchbar zu werden; der Grund des Teiches wurde von demselben nicht mehr berührt. Die Angst der unbedachtsamen Knaben war nun groß; ein Zittern bemächtigte sich ihrer, sie jammerten laut, und riefen vereint um Hülfe. Joseph's Unruhe war besonders stark, er war nahe daran, in's Wasser zu springen, und den Versuch zu machen, auf diese Art wieder an's Ufer zu kommen.

Leopold bot seine ganze Ueberredungsgabe auf, diesen Entschluß zu hintertreiben; und dieß war sehr gut, denn Joseph's Unternehmen hätte augenscheinlich den Tod zur Folge gehabt.

Immer stärker wehte nun ein kühler Abendwind, und unaufhaltsam gleitete das Fahrzeug der Mitte des großen Teiches zu; schon sahen die Knaben kaum mehr das Ufer. Im Vorüberfahren berührte das Floß einige Wasserpflanzen. Leopold, der dieß sogleich bemerkte, und auch sah, daß die Fahrt im raschen Zuge auf das jenseitige Ufer zuging, schöpfte neue Hoffnung. Freudig rief er: „Bald, lieber Joseph, erreichen wir ein rettendes Ufer. Siehst du dort die hohen Erlenbäume? — da steigen wir an's Land, und gehen dann still und ruhig nach Hause.“

Schnell blickte Joseph auf den bezeichneten Ort, hoffend dem Augenblick entgegen sehend, wo das sichere Land sie wieder aufnehmen würde. Aber die armen Knaben mußten ihre Unachtsamkeit noch härter büßen, und gering war das seither erduldete Uebel gegen dasjenige, was Beiden noch bevorstand.

Die Wasserfläche des Teiches war außerordentlich groß, und ein bedeutender Theil davon war mit Schilf und Rohr bewachsen. Die Maurer brauchen diese Gewächse, um die Wände zu berohren, wenn sie solche mit Kalk überziehen wollen. Durch dieses Rohr waren von den Maurern und andern Menschen mehrere Gassen gehauen, damit man mit etwas Behutsamkeit füglich darin herumfahren und nach Belieben entweder Rohr ausschneiden oder Wasservögel fangen könnte. Jetzt waren die Knaben auf der Höhe des Teiches; sehnlich sahen sie dem Ufer entgegen — da drehte sich auf einmal der Wind. Die kleinen Schiffer konnten nicht Widerstand leisten, trieben unaufhaltsam dem dichten Rohrwalde zu, und geriethen nun in eine der ausgehauenen Gassen.

Die Knaben hofften nun bald an's Ufer zu kommen. Freudig rief Leopold: „Unsere Fahrt naht sich ihrem Ende; das Floß gleitet sehr gut dahin, und mit unserem Stabe wollen wir uns nun durch den Rohrwald durcharbeiten.“

Aber mitten in der schönsten Erwartung stand das Floß auf einmal still. Es war von

dichtem Rohr umfangen, und Schlamm und Stoppeln hielten es so eng umfaßt, daß es unbeweglich an dieser Stelle bleiben mußte. Ihre Lage war nun schlimm und zu befürchten viel. Leicht hätten die Knaben sich helfen können, wenn sie statt des kurzen Stabes eine lange Stange gehabt hätten. Leichtsinnig hatten sie bei ihrer Abfahrt eine solche mitzunehmen außer Acht gelassen, und mußten nun für diese Unachtsamkeit büßen.

Die Sonne sank immer tiefer, und bald kam der Augenblick herbei, wo ihre letzten Strahlen auf die verlassenen Knaben fielen. Endlich sank sie selbst am fernen Wald majestätisch hinab; aber das schöne Schauspiel erfreute die armen Knaben nicht. Mit großer Angst dachten sie an ihren Zustand, wenn nach dem Verschwinden des goldenen Gestirns Dunkel und Nacht herbei kommen werde. Ach leider wurde ihre Angst immer größer, als die Dunkelheit wirklich anbrach! Schmerzliche Thränen entfielen ihren Augen, mit Händeringen bereuten sie ihren Vorwitz, und der Ruf: „Ret-

Die Wasser Schlamm und
ordentlich groß, aßt, daß es
von war mit leiben mußte.
Die Maurer br nd zu befürch-
Wände zu bero ben sich helfen
überziehen wolle n Stabes eine
von den Maure eichtsinnig hat-
rere Gassen geha olche mitzuneh-
hutsamkeit fü n nu für
Belieben
servögel

e-
er-
oßer
nach
Dun-
Ach lei-
als d
che T
nd

selbst un
risches
liche W
mach
sie

er Stimme sagte nun Jo-
kelheit und vermehr Herr Schullehrer mit sei-
risches Zittern befiel nmlischer Gott, wenn wir
liche Verminderung d könnten! Ach, nur dieß-
machte sie fühlloser. Rettung!"
sie auf einige abg d: „Still! ruhig! ich
und mit dumpfer U wind zupfe dürre Rohr-
ihr ferneres Schicks ihnen ein Feuer anma-
Aber auf einmach mein Feuerzeug bei
Kraft aus ihrer hin bald gethan seyn."
in der Ferne rufen. die besagten Anstal-
Gefühl war das fü g das herbeigebrachte
hörten sie die süßen zu brennen. Freu-
Neubelebt waren dr Knaben. Leo
und boten alle Kräf nd steckte es auf
„Hier en Stimmen erschal
pold erhob nun d
So und zu gleicher
bemerkten hel Rohr zusam-
d kraftlos enen Aehren
t werden r die Kna-
grausam großer
n Augen t an-
te. n.

tung! — Erbarmen! — Heiliger Gott!" ertönte von ihren zitternden Lippen.

Aber vergebens war ihr Jammern, ihr Hülferufen; das dichte rauschende Rohr verbarg sie vor jedem menschlichen Auge und kein mitleidiges Ohr hörte ihre Klagen. In banger Verzweiflung fühlten sie mit jedem Augenblick das Gräßliche ihrer Lage stärker. Beide Knaben hatten sehr angesehene und wohlhabende Eltern, und waren daher noch an keine Unbequemlichkeiten des Lebens gewöhnt; deßhalb war ihnen ihre Lage um so schrecklicher. Völlige Finsterniß der Nacht und das Rauschen des rauhen Schilfrohrs vermehrten ihre Qual.

Nicht minder quälte sie der Gedanke an ihre Eltern. In welcher Angst und Sorge werden diese seyn — auch für sie wird diese Nacht jammervoll vorübergehen.

Solche beängstigende Vorstellungen wechselten bei den Knaben unaufhörlich. Ein Glück war es, daß vermöge der Jahrszeit die Nacht kurz und die Schauerstunden auf der traurigen Wasserfläche bald vorüber gingen.

Mit dem Anbruch des Tages belebte

neue Hoffnung die Brust der Knaben, und verdrängte alle traurigen Bilder der vergangenen Nacht. Doch ach! der rettende Augenblick war noch fern. Bald erscholl ihr klägliches Hülferufen auf's Neue; aber es hatte auch dießmal keinen Erfolg. Beide schrieen sich heiser; und unter weinenden Ausrufungen, schmerzlichem Händeringen sahen sie zum zweiten Male die Sonne hinter dem fernen Walde hinabsinken; eine neue Schauernacht kam herbei. Nun empfanden die armen Knaben auch die quälende Empfindung des Hungers, und matter und kraftloser fühlten sie sich mit jeder Stunde. Oefters sanken sie vor heftiger Ermüdung auf das nasse Floß nieder, aber schon nach wenig' Augenblicken sprangen sie wieder empor; die Nässe des Floßes, die namenlose Angst in ihrem Innern ließ sie nicht ruhen, und verscheuchte den Schlaf, der mit Gewalt sich nahen wollte.

Schreckliche Lage für Knaben, denen bis jetzt jedes Ungemach des Lebens fremd war, und die es nun auf einmal in furchtbarer Gestalt erlitten! Wieder umgab sie düstere Dun-

kelheit und vermehrte ihre Angst. Ein fieberisches Zittern befiel beide Knaben; aber gänzliche Verminderung der Seelen- und Körperkräfte machte sie fühlloser. Fast bewußtlos sanken sie auf einige abgebrochene Rohrstengel hin, und mit dumpfer Unempfindlichkeit schienen sie ihr ferneres Schicksal zu erwarten.

Aber auf einmal erhoben sie sich mit neuer Kraft aus ihrer hinfälligen Lage. Sie hörten in der Ferne rufen. O welch' ein entzückendes Gefühl war das für sie! Wieder und wieder hörten sie die süßen Töne von Menschenstimmen. Neubelebt waren die Knaben aufgesprungen, und boten alle Kräfte auf, um den Gegenruf: „Hier sind wir, rettet!" tönen zu lassen.

So riefen wohl die Knaben, aber leider bemerkten sie selbst, daß ihre Stimmen heiser und kraftlos waren, und in der Ferne nicht gehört werden konnten. Sie klagten wieder über ihr grausames Geschick, das in dem entscheidendsten Augenblick sie nicht mit gehöriger Kraft unterstützte. Immer näher kam das Rufen; jetzt hörten sie sogar schon deutlich ihre

Namen. Mit schwacher Stimme sagte nun Joseph: „Das ist unser Herr Schullehrer mit seinem Sprachrohre. Himmlischer Gott, wenn wir nur ein Zeichen geben könnten! Ach, nur dießmal Hülfe, nur dießmal Rettung!“

Freudig rief Leopold: „Still! ruhig! ich habe ein Mittel. Geschwind zupfe dürre Rohrblätter ab, ich will mit ihnen ein Feuer anmachen. Ein Glück, daß ich mein Feuerzeug bei mir habe. Nun soll es bald gethan seyn.“

Schnell wurden nun die besagten Anstalten getroffen; bald fing das herbeigebrachte dürre Rohr an lichterloh zu brennen. Freude kam in die Brust der Knaben. Leopold nahm sein Schnupftuch und steckte es auf den Ruderstab. Die rufenden Stimmen erschallten nun ganz vernehmbar. Leopold erhob nun das angezündete brennende Tuch, und zu gleicher Zeit nahm er einen starken Büschel Rohr zusammen und zündete rasch die trockenen Aehren desselben an. Ha, welche Freude für die Knaben! das Feuer verbreitete sich mit großer Schnelligkeit; in wenigen Minuten stand ein ansehnlicher Theil des Rohrwaldes in Flammen.

Mit unendlicher Sehnsucht hofften die Armen auf das Nahen ihrer Retter; aber leider waren ihre Qualen noch nicht zu Ende.

Unnennbar war die Angst, in welcher die Aeltern dieser Knaben derzeit gelebt hatten. Als die Nacht herbei kam und keines ihrer Kinder erschien, da durchdrang bange Ahnung die älterlichen Herzen. Bald verbreitete sich ihr Jammer weiter, Nachbarn und Freunde erfuhren ihren Schmerz und bereitwillig machten sich Viele von ihnen sogleich auf, die Verlornen zu suchen. Das ganze Städtchen wurde durchfragt, die ganze Gegend durchsucht; aber vergebens blieb jede Nachforschung: an den Rohrwald dachte Keiner und die armen Knaben seufzten die Nacht hindurch vergebens nach Hülfe.

Am andern Tage hörte der Schullehrer des Orts das schlimme Ereigniß und machte sich bald eilends auf, um mit seinem Sprachrohre die nahen Wälder und Klüfte in den Bergen umher durchzusuchen. Mit vieler Anstrengung vollführte er diesen Vorsatz, aber, zu seinem großen Mißvergnügen, ohne Erfolg:

von den verlornen Knaben fand sich keine Spur. Endlich mit einbrechender Nacht kam er in die Gegend des großen Wasserteiches. Er suchte sogleich das Floß und fand es nicht an dem Orte, wo es gewöhnlich sich befand. Er vermuthete nun so ziemlich richtig den ganzen Vorfall. Jetzt ließ er seine Stimme laut durch's Sprachrohr erschallen. Er horchte öfters mit großer Spannung auf eine Gegenantwort, aber zu seiner großen Bestürzung blieb Alles in der Gegend still wie im Grabe. Die armen Knaben leben nicht mehr, so dachte er jetzt, sie sind im Wasser verunglückt. Trauernd wollte er den Ort verlassen, als auf einmal eine Flamme im Schilf empor flog, sich ausbreitete und den Ort bemerkbar machte, wohin der Retter eilen sollte.

O wie froh war der brave Mann! er eilte schnell fort, den gebeugten Aeltern die Nachricht zu bringen, daß ihre Kinder noch lebten und man ihnen ohne Säumen Rettung verschaffen würde. Kaum war die Nachricht des Lehrers im Städtchen verbreitet, als von allen Seiten Personen zur Rettung der Unglücklichen

herbei kamen. Bald standen ihrer Viele am Ufer des großen Teiches. Aber nun war die Frage, wie man die Knaben retten solle? Kein Floß war mehr vorhanden, und auch augenblicklich kein Holz bereitet, um sogleich eines zu bauen. Und dann war es schon finstere Nacht; wer konnte es wagen, den gefährlichen Teich zu befahren? Ueber diese Punkte stritten Viele; aber der wackere Lehrer handelte auch hier wieder entschlossen und klug. Er forderte einige starke Männer auf, ihm Beistand zu leisten, um zwei große Thore einer Scheuer auszuheben. Es geschah; sie wurden rasch auf einen Wagen gelegt, und freudig ging's mit ihnen dem Teiche zu. An diesem Platze wurden nun die Thore aneinander gefügt, in's Wasser gebracht und von einigen mit dieser Wasserfahrt vertrauten, beherzten Männern geleitet.

Aber alle die Arbeiten erforderten so viel Zeit, daß die kurze Sommernacht darüber verstrich und der Morgen bereits anbrach, als erst Alles zur Abfahrt fertig war.

Die Knaben hörten längst das Getöse am Ufer, und neuer Lebensmuth erfüllte ihre zagen-

den Herzen. Doch ach! das Furchtbarste begegnete noch den Armen in den Augenblicken, wo Rettung ihnen so nahe dünkte.

Ein ungewöhnlich heftiger Wind erhob sich und warf eine Menge glühender Asche und Kohlen von dem auf allen Seiten noch brennenden Rohre über die Knaben her. Gesicht, Hände, Kleider wurden davon bedeckt, und die armen Leidenden waren in Gefahr, elendiglich zu verbrennen. Als Rettungsmittel schlug Leopold dem Genossen vor, gegenseitig sich mit Wasser zu besprengen. Gern befolgte Joseph diesen Rath, er schien ihm gut, und sie bespritzten einander tüchtig mit Wasser. Aber nun entstand ein dicker, stinkender Rauch, der sie zu ersticken drohte. Sie mußten die Augen schließen, und ihr Zustand wurde mit jedem Augenblicke bedenklicher. Dazu kam, daß das ganze Rohr rings umher in Brand gerieth, und die Hitze wurde so ungeheuer, daß den beiden Knaben das Athmen schwer und so beengt wurde, daß sie zu ersticken fürchteten. Bloß mit dem Bauch auf dem nassen Floß liegend, konnten die Unglücklichen noch nothdürftig Odem schöpfen und das

Gesicht und die Hände vor der heißen Asche bergen. In dieser schrecklichen Lage mußten sie eine geraume Zeit zubringen, und unzählige Seufzer nach Rettung entquollen ihrer gramerfüllten Brust.

Ein neuer Morgen brach endlich wieder an, und die Stunde der Erlösung kam herbei.

Noch war man kaum im Stande, die Gegenstände in der Ferne von einander zu unterscheiden, als die seufzenden Knaben zwei Männer gewahrten, welche auf dem Wasser daher fuhren und sich ihnen immer mehr näherten. O welch' ein süßes Gefühl durchdrang bei dieser Wahrnehmung ihre Seelen! Die Nahenden waren bereits am Eingang des Rohrwaldes, nur noch etwas näher und die Geängsteten waren gerettet.

Ein neuer Schrecken! Das Floß aus den Scheuerthoren bereitet, war zu breit, man konnte damit nicht in die Straßen des Rohrwalds dringen. Sich den armen Knaben auf diese Art rettend zu nähern, war also rein unmöglich. Welch' traurige Verlegenheit für beide Theile!

„Ach, rettet uns! Wir verbrennen, wir verschmachten. Um Gotteswillen, Hülfe!“ so riefen die Knaben mit heiserer, kaum hörbarer Stimme und hoben flehend die Hände empor. Wohl sahen die Herbeigeruderten mit Blicken des Mitleids auf den Schauplatz des Jammers hin, aber helfen, retten konnten sie nicht. Doch in der Noth reift mancher Gedanke zu einer schnellen und glücklichen That. Die Noth gibt mancher kühnen Unternehmung schnelles Gelingen, und Entschlossenheit besiegt oft das stärkste Hinderniß. Zum Glück war einer der jungen Männer auf dem Floße ein sehr beherzter Mann; denken und handeln war immer Eines bei ihm. Muthig rief er: „Hier gilt es Rettung oder Tod!“ und brach mit Riesenstärke ein Bret von einem der Thore unter seinen Füßen los, warf es in's Wasser und sprang, mit einer Ruderstange versehen, ihm nach.

So unter einem Arme das Bret und in der andern Hand die Ruderstange, arbeitete er sich durch Rohr, Wasser und Schlamm hindurch, bis er die Stange den armen Knaben

zuwerfen konnte. Hastig ergriffen diese den Rettungsstab und versuchten sogleich, das Floß loszuarbeiten und rückwärts zu bewegen. Sie boten zu diesem Versuch alle ihre Kräfte, die sie nur noch sehr sparsam besaßen, auf. Angst und Freude bewegten sich in ihrer Brust, und diese wechselseitigen Gefühle belebten ihren Muth. Es gelang ihnen wirklich, das Floß so weit vorzubringen, daß ihr Retter darauf springen und so für sie arbeiten konnte.

Nun ging es schneller, und in wenigen Minuten waren sie aus der engen Straße heraus und mit den andern Rettern vereinigt. Mit freudiger Empfindung ruderten nun die wackern Männer mit den beiden geretteten Knaben zurück. Welch' ein Jubel, als die hart Geängstigten in die offenen Arme ihrer Aeltern stürzten! Angst, Anstrengung und Hunger hatten aber die Körperkräfte der Knaben sehr erschüttert. Sie wurden beide krank, und besonders Joseph mußte Viel leiden; er war wirklich am Rande des Grabes. Doch gute ärztliche Hülfe rettete die Knaben und bald erfreuten sie sich beide wieder der besten Gesundheit.

Sie handelten fortan nur nach vorheriger reiflicher Ueberlegung, und so traf sie auch im Leben kein selbstverschuldeter Unfall mehr.

6.

Nothwendige Vorsicht beim Baden.

Ein Bad im fließenden, reinen Wasser dient sehr zur Stärkung und Erhaltung der Gesundheit. Nur ist es unerläßliche Pflicht, dabei mit großer Vorsicht zu Werke zu gehen. Schon mancher erwachsene Jüngling und Mann verlor das Leben in den unsichern Wellen, schon mancher blühende Knabe fand darin einen frühen Tod.

In einer großen Stadt am Main lebten vier Knaben, die das Glück hatten, sich insgesammt guter zärtlicher Aeltern zu erfreuen. Diese Knaben waren fast unzertrenntlich, sie hielten fest zusammen und genossen vereint die jugendlichen Vergnügungen des Lebens. Es

waren vier rasche Knaben, die schon manches kleine Abenteuer miteinander bestanden hatten. Aber leider vergaßen sie oft die Winke und Warnungen ihrer Aeltern, Lehrer und Freunde und wurden dadurch sehr unglücklich.

Franz war das einzige Kind seiner Aeltern und der einzige Erbe eines sehr großen Vermögens. Er war zugleich der Liebling einer gutmüthigen, allzu nachsichtigen und zu zärtlichen Großmutter, die manchen Jugendstreich zudeckte, welchen außerdem der Vater ernstlich würde geahndet haben.

Rudolph war armer Aeltern Kind und bestimmt, einst durch Geschicklichkeit in seinem Fache die Stütze derselben zu werden.

Karl war der Sohn eines Predigers in der Stadt und das Schooßkind seiner Mutter.

Ferdinand war der sechste Sohn eines fleißigen Handwerkers, der, weil der Vater um's Brod arbeiten mußte, größtentheils ohne Aufsicht umherlief und aus Langeweile als redlicher Gesellschafter der andern alle losen Streiche mitmachte.

Diese vier Knaben faßten eines Tages

den Entschluß, in dem vor der Stadt vorbeifließenden Fluß, wie sie schon öfters gethan hatten, zu baden und sich, wie sie sagten, im Wasser durch Springen, Spritzen, Schwimmen und Untertauchen recht lustig zu machen.

Sie gingen und wählten sich eine Stelle im Flusse, welche zwar nicht zu tief, aber doch für solche Knaben, die unvorsichtig und ausgelassen waren, immer gefährlich genug war, indem das Wasser dort in einen Theil des Ufers einen großen Riß gemacht und dasselbe sehr unterwaschen hatte. —

Bald tobten nun diese Knaben im Wasser umher und belustigten sich mit Springen und andern Ausgelassenheiten im vollen Maße. Stets wollte einer dem andern es an tollen und kühnen Streichen zuvorthun.

„Halt, Kameraden!“ rief auf einmal mitten in dieser Freude der gewöhnliche Angeber aller tollen Streiche, Franz, „halt, mir fällt 'was recht' Lustiges ein. Allons, mir nach wer Courage hat!“ —

Mit diesem Ausrufe schwamm er an das jenseitige Ufer, nahm einen Anlauf und sprang

nun so in vollem Rennen von dem hohen Ufer hinab in den Fluß, schwamm, seine Kunst ganz zu zeigen, eine ziemliche Strecke unter dem Wasser fort, und kam endlich weiter unten wieder hervor. Das war nun freilich etwas sehr Lustiges nach dem Geschmack loser Jungen, und daher folgten auch sogleich die übrigen drei Kameraden ihrem Anführer nach und sprangen, wie er, vom hohen Ufer hinab in den Fluß.

Fünf bis sechs Sprünge geriethen nach Wunsch, und man fand diese neue Lust ganz vortrefflich. Aber ach! — jetzt wählte Franz einen andern Ort und sprang einige Schritte aufwärts in den Fluß, wo eben der neue Riß entstanden und das Ufer unterwaschen war. Er sprang, die Fluthen spritzten über ihm zusammen und hoch empor, allein in dem Augenblick kam auch er wieder in die Höhe, that einen Schrei und sank wieder in die Tiefe hinab.

In eben dem Augenblick folgte Rudolph im Sprunge; auch dieser stieß einen heftigen Schrei aus und verschwand.

Eben so schnell folgte Karl, und kaum be-

rührte auch dieser das Wasser, so schrie er laut auf: „Herr Jesus!“ wandte sich noch einmal um und winkte dem eben schon im Ansprung begriffenen Ferdinand ängstlich, zurück zu bleiben. Dieser vernahm zu seinem Glücke noch dieses Geschrei und den Wink Karls, hielt noch zur rechten Zeit an, und sah mit forschendem Blick in die Tiefe hinab.

Jetzt hob sich Karl nochmals im Wasser empor und rief ängstlich-bittend: „Ferdinand, hilf mir!“

Schnell sprang dieser weiter unten in's Wasser, faßte seinen Freund, und zog ihn an's jenseitige Ufer. „Um Gotteswillen!“ rief Ferdinand, „was fehlt dir, Karl?“ Dieser erwiederte weinend, indem er auf sein Bein zeigte: „Ach, hier, hier!“ Ferdinand erschrack sehr; er sah Karl's Bein in einem schlimmen Zustande. Es blutete heftig, und die Haut vom Knie bis zum Knöchel fehlte ganz; lappenartig hing sie umher und gab einen schrecklichen Anblick.

Ferdinand war zwar sehr erschrocken, allein zum Glück verlor er den Kopf nicht und lief

nicht, wie es manche Gespielen bei solchen Vorfällen machen, auf und davon. Er sah mit Vorsicht sich nach den andern Freunden um, sah aber anfangs weder den einen noch den andern. Einige Minuten stand er und glaubte, sie trieben vielleicht ihre Possen unter dem Wasser; allein endlich, als keiner zum Vorschein kam und Karl, vom Schmerz ergriffen, laut zu jammern anfing, da fiel es ihm doch auf's Herz, daß sie ebenfalls ein Unglück könnten genommen haben, und er stürzte sich wieder in den Strom, um seine Freunde zu suchen und zu retten.

Eine schwache jammernde Stimme, die er sogleich für Franzens Stimme erkannte, ließ sich jetzt vom jenseitigen Ufer hören und zeigte ihm den Punkt, wohin er sich wenden sollte. Ferdinand arbeitete sich durch die Fluthen hindurch, und fand Franzen schwach an einige Erlenäste sich haltend und, wie es schien, dem Ertrinken nahe. Ferdinand bot alle Kräfte auf ihn zu retten. Es gelang nach schwerer Anstrengung, Franzen an das jenseitige Ufer zu ziehen. In diesem Augenblick kam ein in

der Nähe arbeitender Feldmann herbei. Kaum vernahm dieser wackere Mann den traurigen Hergang im Bade, als er sogleich in die Tiefe eilte, um wo möglich auch noch Rudolphen zu retten. Er fand ihn unter einem Strauch und brachte ihn zu den andern Unglücksgefährten an's Ufer. Man suchte ihn wieder in's Leben zurück zu bringen, aber dieser Versuch war leider vergebens. Welch' eine Schreckensscene! Zwei Knaben lagen ohne Bewußtseyn auf dem Boden, der dritte rang mit verzweiflungsvollen Schmerzen, während der vierte weinend die Größe des Unglücks beklagte.

Bald verbreitete sich die Nachricht des traurigen Vorfalls in der Stadt, viele Menschen eilten herbei, unter ihnen befanden sich auch die Aeltern der Unglücklichen, die mit herzzerreißendem Jammer das Unglück beklagten. Unter den Herbeigekommenen waren auch einige Wundärzte. Ihrer Aussage nach war keine Hoffnung vorhanden, Rudolphen wieder zu beleben. Ein blauer, mit Blut unterlaufener Fleck auf der Seite und einige hervorragende Splitter der Brustknochen bestätigten diese Aussage ganz.

Franz wurde zwar mit vieler Mühe wieder zum Bewußtseyn gebracht, aber nun fühlte er den größten heftigsten Schmerzen des gebrochenen Beines.

Die Unglücklichen wurden nach Hause gebracht. Rudolph ward nach etlichen Tagen begraben. Die Mutter, seit einiger Zeit schon kränklich, folgte ihrem unglücklichen Sohne, in dem sie sich einst eine Stütze im Alter gedacht hatte, bald in's Grab nach.

Warum die Sprünge der Knaben so schlimm ausfielen, hatte folgenden Grund: An der Stelle, welche sie zum Hineinspringen wählten, lag unten im Wasser ein alter Erlenstock, der sich vom Ufer losgerissen hatte. Franz sprang zwischen seine Wurzeln und brach das Bein; Rudolph fiel mit der Brust auf einen hervorragenden Ast des Stockes und zerschmetterte seine Brust. Karl streifte sich die Haut vom Bein und kam, die Schmerzen abgerechnet, noch am Leichtesten davon.

Franz wurde nie wieder so heiter und froh, wie ein schuldloser Mensch es gewöhnlich ist; immer quälte ihn der Gedanke: Du bist an

diesem Unglück schuld! Lobenswürdig war von ihm, daß er in der Folge Rudolph's armen Vater, ganz in der Stille, öfters mit bedeutenden Geschenken erfreute und so einigermaßen ihm den Verlust des Sohnes ersetzte. Auch für Ferdinanden, seinen Lebensretter, sorgte er edelmüthig und war ihm zu seinem Fortkommen in der Welt auf verschiedene Art behülflich.

Diese Geschichte, liebe Kinder, lehre euch, vorsichtig zu handeln, wenn ihr das in mancher Rücksicht sehr nützliche Flußbad gebrauchen wollt.

Wählet nie andere Stellen des Wassers, als solche, die von Erwachsenen vorher untersucht worden sind.

Badet nie allein, sondern immer in Gesellschaft einiger ältern Freunde, damit, wenn euch ein Unglück zustoßen sollte, ihr leicht Hülfe erlangen könnet.

Badet ruhig und treibt nie kindische Possen im Wasser. Schon Manche, die so handelten und in Gefahr kamen, blieben ohne Hülfe, weil man ihre Zeichen wirklicher Gefahr nur für Possen hielt.

Badet nie in stehenden Wassern, in Teichen und dergleichen Orten, denn dieses Wasser ist nicht allein höchst ungesund, sondern auch wegen seiner Tiefe und des schlammigen Bodens gefährlich.

Badet nie zu lange, denn alsdann ist eine Erkältung leicht möglich.

Endlich, gehet nie mit einem durch Laufen und Springen erhitzten Körper in's Bad, denn in diesem Fall ist oft ein Schlagfluß und der Tod die Folge. Kühlet euch nach und nach ab, und dann gehet mit Vorsicht in's Wasser.

7.

Traurige Folgen der Faulheit.

Michel hatte sehr wohlhabende Aeltern und wurde dadurch, wie viele Andere in gleichen Verhältnissen, zur Arbeitsscheue und zu der Meinung, es könne ihm ohnehin nie fehlen, zu seinem Schaden verleitet. Von Jugend auf bezeigte er Abneigung gegen die Arbeit. In den

Geschäften, die seine Lehrer ihm auftrugen, zeigte er wenig Eifer. Immer wußte er Entschuldigungen, um sich den Lehrstunden zu entziehen.

Aber dieser Umstand gereichte ihm zu großem Nachtheile. Er blieb in den nöthigsten Kenntnissen sehr zurück. Seine Mitschüler wußten alle mehr als er, und so verlor er die Liebe und Achtung seiner Lehrer immer mehr. Oft wußte er nicht, was er vor langer Weile anfangen sollte, wurde muthwillig und beschädigte die Sachen seiner Mitschüler. Natürlich zog ihm dieß öfters Strafe zu, und so kam es, daß, wenn die andern in Erfüllung ihrer Pflichten Freude fanden, er weinend in einer Ecke saß. Mit den Jahren wurde seine Abneigung gegen ordentliche Arbeiten immer größer; er konnte sich nie zur Thätigkeit gewöhnen, lernte nie ein Geschäft ordentlich betreiben. Was er unternahm, wurde mit Unwillen angefangen und eben so beendigt.

Wenn er irgend eine Arbeit anfing, so waren seine Gedanken auf die nächsten Feierstunden gerichtet und die Arbeit konnte nicht

gelingen. Diese Feierstunden wurden dann mit nutzlosem Kartenspiel und vielem Trinken zugebracht, und bei solchen Dingen verlor sich seine natürliche Trägheit, hier blieb er gegen die Andern nicht zurück. Bis tief in die Nacht dauerten oft diese Freuden, die seiner Gesundheit schadeten und ihm oft ansehnliche Summen kosteten.

Schon vor längerer Zeit war sein Vater gestorben, und nun folgte auch die Mutter ihm in's Grab nach.

Michel war nun im Besitze des ganzen Nachlasses seiner Aeltern und hätte ein angenehmes Leben haben können, wenn er von früher Jugend an zu Fleiß und Thätigkeit sich gewöhnt gehabt hätte. Doch leider war dieß nicht der Fall und die traurigen Folgen davon zeigten sich bald. Er trank und spielte nun noch mehr wie sonst, und nirgends war ihm wohler, als in dem Kreise gleichgestimmter Freunde.

Diese Lebensart wurde aber nach einiger Zeit nicht allein seinem Vermögen, sondern auch seiner Gesundheit sehr nachtheilig. Um seine geschwächte Brust zu schonen, enthielt er

sich nun vollends aller Arbeit, und um sich zu stärken, ging er bei schönem Wetter zu jeder Tageszeit spaziren. Zur Erholung besuchte er dann bei solchen Gelegenheiten die gewöhnten Vergnügungsplätze, vergaß im Zirkel der Freunde sein körperliches Uebel und trank und spielte mit neuer Lebenslust. Bald wurde er bedeutend krank und an einer langsamen Auszehrung lag er hart darnieder. Längst schon stand es mißlich mit seinem Vermögen und diese langwierige Krankheit erschöpfte es vollends. Kummer, Mangel und körperliche Leiden waren nun Michel's selbstbereitetes Loos. Zu spät bereuete er seine Thorheiten und machte sich die bittersten Vorwürfe über die geführte Lebensweise: das Geschehene war nicht mehr zu ändern und er starb in den dürftigsten Umständen.

Wie glücklich hätte dieser Mensch werden und wie viel Gutes hätte er stiften können, wenn Arbeitsscheue nicht schon von früher Jugend an ihn beherrscht hätte. Nehmt hier ein Beispiel, liebe Kinder, und gewöhnt euch schon im Lenze des Lebens an rege Thätigkeit,

damit euch nicht Mangel und Verachtung, das gewöhnliche Loos der Faulen, treffen und euere kommenden Lebenstage verbittern.

8.

Geschwisterliebe.

In einer großen Stadt lebte eine sehr glückliche Familie, zwar nicht in glänzendem Ansehen, aber glücklich durch die Eintracht der Glieder, die dazu gehörten. Der sanfte menschenliebende Sinn der Aeltern ging wohlthätig auf ihre zwei Söhne und beiden Töchter über, so daß es einen schönen Genuß gewährte, in ihrem Zirkel zu weilen. Die beiden ältern Geschwister, Amalie und Christoph, machten die freundlichen Rathgeber der jüngern und diese, Julie und Anton, ließen sich gern rathen und zurechtweisen, weil es in sanftem Tone und mit gegründeter Ursache geschah In ihren Beschäftigungen schloß sich Julie willig an Amalien und Anton an Christoph an,

denn freudig gestanden sie, daß es noch einmal so gut gehe, wenn ihre ältern Geschwister sie belehreten. Kein rauhes, befehlendes Wort wurde unter ihnen gehört. Zuvorkommend sprach z. B. Christoph: „Warte Anton, ich will dir deine Feder zuschneiden, eh' du zu schreiben anfängst,“ oder: „ich merke schon, du kannst in deinem Lateinischen nicht recht fortkommen, laß dir ein wenig helfen,“ und dann arbeiteten sie wieder in aller Stille fort, ohne einander zu stören. Eben so gern hatte Julie ihre Amalie um sich, denn bald brachte ihr diese unter dem Nähen, Stricken und andern weiblichen Arbeiten auf ihr Verlangen manches Vergeßne aus dem Unterricht in Erinnerung, bald erzählte sie ihr artige Geschichten, bald fing sie ihr einen neuen Saum an oder hob die im Stricken gefallene Masche auf. Sie so bei ihren Arbeiten zu beobachten, machte den Aeltern inniges Vergnügen, denn der süßeste Lohn für Aeltern ist es ja, wohlgerathene Kinder zu haben. Engel waren sie zwar darum nicht, denn zuweilen kamen doch auch Fehler vor, da aber keiner boshafte

Gesinnung verrieth; so wurde durch verdoppelte Liebe gleich alles wieder gut gemacht. Nachahmenswerth war vorzüglich die Art, wie sie öfters einander Freude zu machen suchten.

Viele werden denken, daß diese in gegenseitigen Geschenken bestand, die sie an Geburts- oder Namenstagen einander machten. Aber nein! und es ist auch nicht räthlich, wenn dieß Geschwister gewöhnlich thun. Gewohnheit nimmt den meisten Dingen ihren Werth und macht sie beim öftern Wiederkehren zu etwas Lästigem. Kinder würden sich dabei um so mehr in Verlegenheit befinden, weil sie am Ende nicht wüßten, wo sie solche Kleinigkeiten noch auftreiben sollten, die sie, nach der eingeführten Gewohnheit, nun jedesmal von einander erwarteten.

Die Geschwister, von denen hier die Rede ist, überraschten einander wohl auch zuweilen mit kleinen Angebinden, aber sie machten es nicht zur Regel und das erhöhte die Freude. Die Art derselben, die vorhin als nachahmenswerth empfohlen wurde, bestand darin, daß sie, ohne darum gebeten worden zu seyn, ein-

ander in freiwilligen Gefälligkeiten zu übertreffen suchten. Bald staunte Anton, wenn er sein Lern- und Schreibbücherfach, was er zu ordnen sich vorgenommen hatte, auf einmal in der schönsten Ordnung fand; bald las Christoph mit großem Vergnügen eine auf seinen Arbeitsort hingelegte Abschrift einer bemerkenswerthen Stelle aus dem Buche seines Freundes, wozu er seit einer halben Woche nicht hatte kommen können. Heute rief, wie gewöhnlich, die Mutter Amalien von der Unterhaltung mit ihren Geschwistern hinweg zur Besorgung des Tisches; lächelnd sah sie Julie fortschleichen und kündigte den Andern an: „Die Schwester wird gleich wieder kommen, denn ich habe in der Stille alles zur Mahlzeit besorgt.“ Morgen traf Julie dafür ihre Kleidungsstücke aufgeräumt an, und es war einem Verdrusse vorgebeugt, den sie sich von ihrer Mutter unfehlbar zugezogen haben würde. Konnte Christoph dem Anton eine kleine Mühe ersparen, willig und ohne alle Aufforderung geschah es; dagegen wartete Anton nur auf Gelegenheit, um im Namen Christoph's z. B. einen

für ihn beschwerlichen Gang zu unternehmen. War Julie unvermuthet zu einer Freundin gebeten und sah voraus, daß sie spät mit ihrer Arbeit zu Ende kommen würde; schwesterlich theilte sie dann Amalie mit ihr und oft noch vor der bestimmten Zeit war jene fertig. Dankbar sann aber dagegen Julie darauf, ihr diesen Liebesdienst zu vergelten; an einem der nächstfolgenden Tage stand Julie ein halbes Stündchen früher auf und endigte ein Halstuch Amaliens, das sie heute so gern umgeschlagen hätte. Diese kleinen Freuden haben das Eigene, daß sie die Geber mit süßen Gefühlen erfreuen und menschenfreundliche Gesinnungen immer tiefer Wurzel fassen lassen.

Liebe Kinder, dieses Glück der schönen Geschwisterliebe zu begründen und dauernd zu befestigen steht in eurer Macht. Nur wollen dürft ihr, aber dieser Wille muß euch auch heilig seyn. Es ist kein bloßes Ungefähr, das euch in die Verbindung mit Geschwistern setzte. Der Gott, dem wir Alles zu danken haben und der stets gütig für

die Menschen sorgt, gab euch den Bruder, die Schwester, um schon in früher Jugend eure Herzen für liebevolle Gefühle empfänglich zu machen. Erhaltet zarte Liebe, süße Eintracht; ihr werdet dann auch erfahren, daß, wo diese Blumen blühen, Gottes Segen reich und schön beglücket.

9.

Leichtsinn führt in's Verderben.

Wenn der Mensch etwas thut, ohne vorher die Folgen seiner Handlung und ihre Rechtmäßigkeit oder ihr Unerlaubtes zu bedenken, dann handelt er leichtsinnig. Er handelt, ohne die Folgen zu überlegen, gleichviel, ob sie schlimm oder gut sich gestalten. Wie leicht kann also so ein Unbesonnener sich selbst unglücklich machen. Der Jüngling, der seine Lehrjahre nicht zum Fleiß anwendet, thut es aus

Leichtsinn, weil er nicht an die Zukunft denkt, wo er die Schande seiner Unwissenheit oder die Leiden der Armuth wird tragen müssen. Das Mädchen, das seine Gesundheit zu Grabe tanzt, thut es auch aus Leichtsinn, weil es in dem Augenblicke des Vergnügens die künftigen Stunden des Schmerzens und den frühen Tod vergißt. Wer Feuerbrände an leicht entzündbaren Orten ohne Vorsicht herum trägt, thut es aus Leichtsinn, weil er nicht daran denkt, in welchen Jammer er sich und Andere dadurch stürzen kann. Ach sehr, sehr unglücklich kann der Mensch durch Leichtsinn werden! Und wie Viele werden dann auch schlecht und lasterhaft. Die größten Bösewichte sind es aus Leichtsinn geworden, dieß ist unbestreitbar und kommt daher, weil der Leichtsinnige nicht vorher nachdenkt, ob eine Handlung erlaubt sey oder nicht, sondern solche ohne Weiteres ausführt. Er begeht im Anfang vielleicht nur kleine Fehler, die ihm eben deßwegen einer ernsthaften Ueberlegung zu unwerth scheinen, die ihn aber bald zur Gewohnheit und Leidenschaft werden. Bald darauf begeht er größere Fehler und wird ein

Bösewicht aus Leichtsinn. O Kinder, bewahrt euch vor dem gefährlichsten Feinde des Lebens, dem betrügerischen Leichtsinne; er zerstört beginnende sittliche Besserung und bestehende Glückseligkeit. Möge euch folgendes Beispiel zur Warnung dienen.

In einer fürstlichen Residenz diente ein junger Mensch von zwanzig Jahren als Soldat unter der Garde. Dieser wandelte auf dem Pfade des Leichtsinns fort bis zum Grabe, das durch den Selbstmord sich schaurig öffnete. — Sein Vater, Pfarrer in einem Dorfe, hatte ihn vorher auf eine Universität geschickt, um die Rechtswissenschaft zu studiren. Der Jüngling hatte Talente genug, etwas Tüchtiges zu lernen, er würde gewiß seines alten Vaters Trost und Freude gewesen seyn, wenn ihn nicht der unselige Hang, durch übermäßigen Aufwand zu glänzen, in's Verderben gestürzt hätte. Er besaß nicht Herrschaft genug über sich selbst, um sich solche Vergnügungen zu versagen, die seine Baarschaft nicht erlaubte. Seine Gesellschafter erhielten zum Theil jähr-

lich eine größere Summe zum freien Gebrauch oder halfen sich durch betrügerisches Spiel und andere ehrlose Mittel. Das von seinem Vater ihm ausgesetzte Geld reichte nicht hin, es diesen Menschen gleich zu thun; er beging also den ersten leichtsinnigen Schritt: er machte Schulden.

Hätte er überlegt, wohin dieser Schritt ihn führen müsse, so würde er ihn sicher nicht gethan haben. Entweder mußte er ein Betrüger seiner Gläubiger werden, oder seinen Vater, der ihn ohnedieß nach Vermögen unterstützte, in die Nothwendigkeit versetzen, sich Vieles abzudarben, um die Schulden des gewissenlosen Sohnes zu bezahlen. Aber die Gesellschaft seiner Verführer und sein eigener Leichtsinn ließen keinen solchen Gedanken in ihm aufkommen. Seine Gläubiger verlangten Bezahlung und forderten endlich das mit Ungestüm, was sie nicht gutwillig erhalten konnten.

Der Jüngling wandte sich also in der Verlegenheit mit flehenden Bitten an seinen Vater und erhielt, was er wünschte. Die Gläubiger wurden bezahlt und der Leichtsinnige blieb so verschwenderisch wie zuvor. Der Gedanke, „du

wirst deinen Vater noch mit Kummer unter die Erde bringen, oder du wirst mit dem Fluche derer, die du auf's Neue betrügst, beladen, dich heimlich von hier entfernen müssen", würde ihn von der Fortsetzung dieser Lebensweise gewiß zurückgehalten haben. Aber der Leichtsinnige hat keinen Gedanken an die Zukunft: eitle Zerstreuungen rauben ihm alle vernünftige Ueberlegung.

In kurzer Zeit hatte er wirklich wieder eine Schuldenlast, die noch größer war als die vorige. Täglich wurde er wieder von Gläubigern bedrängt. Der Vater schickte auf wiederholtes Bitten was er konnte, allein es wollte nicht zureichen, alle Gläubiger zu befriedigen und der Verschwender dachte an keine Einschränkung seines Aufwands. Um den dringenden Forderungen der Gläubiger und der Schande zu entgehen, ging er heimlich davon und ließ sich in der Residenz als Soldat anwerben.

Hier hatte er nun Zeit genug, seinen Leichtsinn zu bereuen und durch Aenderung seiner Lebensart seinen Zustand erträglich zu machen. In der That schien er hier ein ganz

anderer Mensch geworden zu seyn. Er lebte eingezogen und ordentlich. Er versah seinen Dienst aufmerksam und pünktlich. Seine Kenntnisse und gute Aufführung erwarben ihm das Zutrauen und die Liebe vieler Menschen, und ein gutdenkender Officier, unter dessen Commando er stand, nahm sich seiner wie ein Freund an. Er war täglich in dessen Hause, wurde von ihm zu verschiedenen Dienstleistungen gebraucht und genoß von ihm viele Wohlthaten.

Einst schickte der Officier den jungen Mann zu einem Kaufmanne in der Stadt, um ihm die Summe von 50 Thalern auszuzahlen. Unterwegs gerieth er in ein Haus, worin gespielt und getrunken wurde. Er sah daselbst einige junge Leute so gleichgültig mit dem Gelde umgehen, als ob es nur Zahlpfennige wären. Seine alte Leidenschaft, sich zu brüsten und Aufsehen zu machen, die er weislich so lang unterdrückt hatte, erwachte wieder mit neuer Stärke. Die Hoffnung, zu gewinnen, lockte ihn auch zum Spieltische. Er denkt: Ich habe nun 50 Thaler bei mir, mit diesen ließe sich schon etwas ausführen. Zwar sind

sie nicht mein, — aber mit solchem Geld ist man gerade am Glücklichsten. Ich war ja oft glücklich im Spiele — und dann kann ich ja aufhören zu rechter Zeit.

Mit diesem Vorsatze nahm er eine Karte. Der Reiz eines gewohnten und lang entbehrten Vergnügens wirkte bald sehr heftig auf ihn; er spielte mit wilder Leidenschaft.

Eine Zeit lang gewann und verspielte er wechselweise, aber bald verließ ihn das Glück ganz, und all' sein Toben und Fluchen nützte ihm zu nichts. Er trank nun mit mächtigen Zügen und ersäufte im Weine die übrige Besinnungskraft vollends. Bald war der letzte von den 50 Thalern in den Händen der Spieler.

In verzweiflungsvoller Angst taumelt er spät nach Hause und wirft sich unter Verwünschungen auf sein Lager. Der reichlich genossene Wein that ihm noch gute Dienste: er betäubte seine Denkkraft und so konnte er endlich doch noch einschlafen und den heillosen Zustand vergessen, in dem er sich befand.

Aber schon am frühesten Morgen erwachte er wieder und die Erinnerung an den gestrigen Vorfall war ihm schreckliche Qual. Er sprang wie wahnsinnig auf und rief unter Händeringen: „Heiliger Gott! was hab' ich gethan! Meine Treulosigkeit mit dem mir anvertrauten Gelde wird bald entdeckt werden. Ich werde dann als ein Dieb angesehen und erhalte Regimentsstrafe. O wenn ich nur entfliehen könnte! Weit, weit, in eine ganz andre Gegend. Ich will es wagen, die Angst, die Verzweiflung werden mir Flügel leihen."

Eben als er diesen Entschluß ausführen wollte, trat der Bediente des Officiers in sein Gemach. Er sagte, er habe die Ordre, daß er sogleich mit ihm kommen und dem Officiere wegen der 50 Thaler Bericht erstatten solle. Bebend rief der Unglückliche: „Ich komme sogleich! Warte nur an der Hausthüre, in zwei Minuten bin ich auch dort und gehe mit dir zu deinem Herrn." Der Bediente war so gefällig und entfernte sich. „Ich bin verloren!" rief der unselige Spieler wie außer sich, „nichts rettet mich

mehr und unvermeidliche gräßliche Schande erwartet mich. O wohin soll ich mich wenden, wo mich verbergen!"

Er sah mit rollenden Augen umher und erblickte auf einem Seitentische sein Barbiermesser. Mit einem Ausrufe der Verzweiflung ergriff er es rasch, setzte es mit wüthender Hast an seinen Hals und, indem er mit Entschlossenheit einen festen Schnitt gemacht hatte, sank nach wenig' Augenblicken mit wimmerndem Laute zu Boden. Er hatte die Hauptader getroffen; mit seinem strömenden Blute entfloh sein leichtsinniges Leben. Er verließ den irdischen Aufenthalt, um jenseits wegen seiner letzten That zur schweren Verantwortung gezogen zu werden.

10.

Das Rosenfest.

In Nikolsburg, einer Stadt und Herrschaft in Böhmen, wird jährlich zur Aufmunterung stiller häuslicher Tugend ein rührendes Fest gefeiert. Das bravste Landmädchen, das durch Fleiß, Sittsamkeit, Ordnungsliebe und edle Gesinnung sich ausgezeichnet hat, wird an diesem Tage mit besondern Feierlichkeiten öffentlich gerühmt und erhält eine Ausstattungsprämie von 150 Gulden. Ein edler Greis, der Baron von Sonnenfels, ist der Stifter dieses Festes. Selbst kinderlos, betrachtete er die Armen aus seiner Nachbarschaft als seine Verwandte und bestimmte sein Vermögen zu Wohlthaten gegen würdige Nothleidende und einen beträchtlichen Theil davon zur Ausstattung guter Mädchen aus dem Bürger- und Bauernstande. Gesegnet sey der Mann, der durch seine wohlthätige Stiftung

gewiß unendlich viel Gutes um sich her verbreitete.

Der Tag, an welchem dieses Sittenfest zum ersten Mal gefeiert wurde, war der zweite October 1796. Es wurden von den Geistlichen und der Obrigkeit der dortigen Gegend drei brave Mädchen genannt, die des Preises der Tugend vorzüglich werth wären. Ihre Namen sind: Rosalia Thucner, Theresia Winter und Maria Anna Gensdorfer. Alle drei erhielten das Lob der Sittsamkeit, Frömmigkeit und unverdrossenen Arbeitsamkeit. Aber letztgenannte verdiente vor allen Königin des Festes zu werden. Sie war ein Mädchen von dem edelsten Herzen, das an seiner alten kranken Mutter und an seinen 6 Geschwistern den Beweis zarter Liebe und hoher Aufopferung schon oft auf eine seltene Art gegeben hatte.

Der menschenfreundliche Stifter wollte selbst den Preis der Tugend austheilen und begab sich also an dem genannten Tage in Begleitung eines Grafen von Dietrichstein und mehrerer Standespersonen in das Dorf Klentnitz, wo

das edelste Mädchen wohnte. Die Einwohner, welche schon von der Ursache seiner Ankunft unterrichtet waren, gingen ihm mit ihrem Seelsorger unter Glockengeläute entgegen und der Zug wallte nun zum Pfarrhause. Der edle Greis fing jetzt vor den versammelten Mädchen und ihren Aeltern und Vormündern zu reden an. Sein Alter gebot Ehrfurcht, seine uneigennützige Menschenliebe stille Bewunderung. Alles horchte mit großer Aufmerksamkeit, als er mit Würde und doch so rührend von der Absicht sprach, weßwegen man hier versammelt sey. Er erklärte seinen Wunsch, auf diese Weise im Andenken fortzuleben. Er sprach auch von der Hoffnung, Unschuld und Tugend durch dieses Fest zu ermuntern und zu verbreiten. Er bat dann den Oberamtmann der Herrschaft Nikolsburg, der zugegen war, den schriftlich von ihm aufgesetzten Plan vorzulesen, wie die Stiftung auf künftige Zeiten auch nach seinem Tode fortdauern und nach welchen Gesetzen die Ausstattungsprämie von 150 Gulden jährlich vertheilt werden solle.

Auf allen Gesichtern war tiefe Rührung,

und in den Augen der Gefühlvollen stand eine Thräne, die den edlen Wohlthäter ehrte.

Jetzt nannte er das Mädchen, das an diesem Feste den Preis der Tugend erhalten sollte. Er erzählte, wie es seit einigen Jahren Pflegerin und Stütze seiner alten kränklichen Mutter gewesen sey, wie es seine Kindespflicht mit Unverdrossenheit ausgeübt, wie es auch seinen 6 kleinern, unmündigen Geschwistern durch Sorgfalt und unermüdete Thätigkeit stets kräftig zur Seite gestanden habe. „Komm," so schloß der edle Gutsbesitzer, „komm', braves Mädchen! Du verdienst wohl größern Lohn als ich dir geben kann, aber nimm fürlieb mit diesem; den bessern werden Gott und die Tugend dir geben. Laß diesen Tag, an dem wir alle mit Wohlgefallen auf dich sehen, dir ewig unvergeßlich seyn. Bewahre der Unschuld heiliges Gefühl in deinem Herzen; handle wie bisher stets gut und edel, dieß wird dann fortwährend bei Gott und Menschen dir wahren Werth geben. Nimm diesen Kranz von frischen Rosen; die duftenden Blumen sollen dich, edles Mädchen, lieblich schmücken. (indem er ihr eine Schrift

gibt) Nimm auch dieß noch; Gott segne dich."

Dem braven Mädchen, das auf keinen andern Lohn gerechnet hatte, als welchen das Bewußtseyn erfüllter Pflicht gibt, war diese öffentliche Auszeichnung so unerwartet als rührend. Ihr Dank gegen den menschenfreundlichen Geber bestand nicht in Worten, sondern in Thränen. Alle aber die zugegen waren, priesen in ihrem Herzen den Mann, der sein Vermögen zu einem so edlen Zwecke verwendete.

Auch die beiden andern Mädchen, die durch schöne Handlungen sich ausgezeichnet hatten, erhielten Rosenkränze und passende Geschenke. Der Baron entfernte sich. Die frohe Jugend des Dorfes umringte nun jubelnd die bekränzten Mädchen und führte sie auf den grünen Teppich einer Wiese. Durch die Fürsorge des edlen Stifters stand auf verschiedenen Tischen Speise und Trank bereit für die frohe Jugend des Dorfes. Man aß und trank unter muntern Scherzen. Bald erschallte auch der

Klang lieblicher Instrumente und heitere Tänze verschönerten auch noch das herrliche Rosenfest.

11.

Gefährliches Schaukeln.

2 Erzählungen.

Ein gewöhnliches Kindervergnügen ist bekanntlich das Schaukeln auf Baumholzstämmen oder in aufgezogenen Stricken. Einige Beispiele sollen zeigen, wie gefährlich auch dieß werden kann, wenn die nöthige Vorsicht dabei nicht beobachtet wird. In der Nähe einer Landstadt ließ vor Kurzem ein Bürger eine Partie Holz und Baumstämme auf einen der dortigen Anger bringen. Diese Dinge waren zur Erbauung eines neuen Wohnhauses bestimmt und sollten dort behauen und abgezimmert werden. Dieser Platz war der gewöhnliche Ort, wo am Abend sich die Kinder versammelten, um verschiedene Unterhaltungsspiele vorzunehmen.

befanden sich auf dem gefährlichsten Posten: sie waren nämlich auf der Schaukel.

Wo Reißaus genommen wird, da trachtet bekanntlich Jeder nur darnach, sich selbst in Sicherheit zu bringen und bekümmert sich nicht darum, wie die Uebrigen fortkommen. So ging es auch hier und die nöthige Vorsicht wurde ganz vernachlässigt.

So bald der auf der Schaukel emporgehende Knabe rief: „Reißt aus, der Herr Pfarrer kommt!" so riefen mehrere eben so ihm nach und flohen sogleich im wilden Rennen vom Platze. Zum Unglück sprang in dem Augenblick, als von der Höhe herab der eine Knabe zum Fliehen aufforderte, der andere, der eben mit seinen Füßen die Erde berührte, von dem Schwungbalken herab, und so wurde sein unglücklicher Kamerad sogleich aus der bedeutenden Höhe auf eine gefährliche Weise zur Erde nieder geschlagen. Der Sturz, den er machte, war grausenvoll. Der stürzende Knabe kam zum Unglück unter den rollenden Stamm und blieb schwer verlezt ohnmächtig liegen. Da die aufgeschichteten Unterlagen auch

schnell wichen, so wurden einige Knaben, die hülfreich dem Unglücklichen beistehen wollten, von den rollenden Stämmen mehr oder minder auch noch beschädigt.

Furchtbar erschrack der Prediger, als er das schlimme Ereigniß sah. Doch sogleich entschlossen, eilte er in die Nähe, um genau sich vom schrecklichen Vorfall zu überzeugen. Mit schmerzlichem Gefühl sah er jetzt in dem traurigsten Zustande den unglücklichen Knaben unter dem schweren Baumstamme liegen.

Erwünscht war es, daß in diesem Augenblick noch ein andrer Mann herbei kam. Ihn forderte der gute Pfarrer sogleich auf, schnell zu helfen. Mit großer Anstrengung wälzten Beide den Stamm von dem Knaben hinweg. Behutsam wurde der Leblose empor gehoben, und der Pfarrer untersuchte nun, wie es um Arme und Beine stehe. Zu seiner Beruhigung fand er zwar diese Gliedmassen ganz, aber leider sah er auch, daß die Verletzungen des Kopfes, woraus das Blut hervordrang, bedeutend waren.

Das Bauholz brachte jetzt einige Knaben auf den Gedanken, ein paar Stämme quer übereinander zu legen und so mit Schaukeln sich ein Vergnügen zu machen. Gedacht, gethan; bald hob jubelnd sich dieser in die Luft empor, während der andere lachend zu Boden sank. Einige Zeit ging alles sehr gut und die Freude schien durch nichts gestört zu werden; aber bald änderte es sich und Uebertreibung hatte auch hier die schlimmsten Folgen.

Zu einer Höhe von 4 bis 5 Ellen empor gehoben zu werden war für mehrere Knaben bald nicht mehr genug. Sie fingen an Balken und Baumstämme auf einander zu schichten, und die Verwegenen erreichten dadurch ihren Endzweck, mittelst des quer liegenden sehr langen Balkens sich 12 bis 15 Ellen hoch empor zu schwingen.

Die 3 bis 4 Ellen hohe Unterlage war zwar von starkem Bauholz, allein äußerst unvorsichtig übereinander gelegt. Ein geringer Umstand war hinreichend, den ganzen Bau zu zerstören. Trat dieser Fall ein, so mußten die Folgen für die Schaukelnden äußerst gefährlich

werden und selbst die Umstehenden hatten dabei Uebles zu fürchten.

An einem schönen Abende, als eben eine Menge Knaben auf dem Platze waren und die Schaukel volle Arbeit hatte, kam der Prediger des Orts, auf seinem Rückwege von einem Spazirgange, in die Nähe des Spielplatzes. Seine unvermuthete Erscheinung erschreckte die frohen Kinder. Um nicht erkannt zu werden, lief der größte Theil eilig von dannen.

Der Prediger war ein wahrer Kinderfreund und sah es gern, wenn in unschuldigen Spielen die Jugend einige freie Stunden froh zubrachte. Nur gegen Freudengenüsse, die mit Gefahr verbunden waren, hatte er öfters ernstlich gewarnt. Dieß fiel den Kindern ein; ihr Gewissen sagte ihnen, daß sie auf verbotenem Wege waren. Die strengen Vermahnungen des Predigers fürchtend, suchten sie durch die Flucht denselben zu entgehen.

Aber gerade diejenigen Knaben, welche von ihrem Gewissen am Stärksten beunruhigt wurden und am Ersten zu entkommen suchten,

befanden sich auf dem gefährlichsten Posten: sie waren nämlich auf der Schaukel.

Wo Reißaus genommen wird, da trachtet bekanntlich Jeder nur darnach, sich selbst in Sicherheit zu bringen und bekümmert sich nicht darum, wie die Uebrigen fortkommen. So ging es auch hier und die nöthige Vorsicht wurde ganz vernachlässigt.

So bald der auf der Schaukel emporgehende Knabe rief: „Reißt aus, der Herr Pfarrer kommt!“ so riefen mehrere eben so ihm nach und flohen sogleich im wilden Rennen vom Platze. Zum Unglück sprang in dem Augenblick, als von der Höhe herab der eine Knabe zum Fliehen aufforderte, der andere, der eben mit seinen Füßen die Erde berührte, von dem Schwungbalken herab, und so wurde sein unglücklicher Kamerad sogleich aus der bedeutenden Höhe auf eine gefährliche Weise zur Erde nieder geschlagen. Der Sturz, den er machte, war grausenvoll. Der stürzende Knabe kam zum Unglück unter den rollenden Stamm und blieb schwer verlezt ohnmächtig liegen. Da die aufgeschichteten Unterlagen auch

schnell wichen, so wurden einige Knaben, die hülfreich dem Unglücklichen beistehen wollten, von den rollenden Stämmen mehr oder minder auch noch beschädigt.

Furchtbar erschrack der Prediger, als er das schlimme Ereigniß sah. Doch sogleich entschlossen, eilte er in die Nähe, um genau sich vom schrecklichen Vorfall zu überzeugen. Mit schmerzlichem Gefühl sah er jetzt in dem traurigsten Zustande den unglücklichen Knaben unter dem schweren Baumstamme liegen.

Erwünscht war es, daß in diesem Augenblick noch ein andrer Mann herbei kam. Ihn forderte der gute Pfarrer sogleich auf, schnell zu helfen. Mit großer Anstrengung wälzten Beide den Stamm von dem Knaben hinweg. Behutsam wurde der Leblose empor gehoben, und der Pfarrer untersuchte nun, wie es um Arme und Beine stehe. Zu seiner Beruhigung fand er zwar diese Gliedmassen ganz, aber leider sah er auch, daß die Verletzungen des Kopfes, woraus das Blut hervordrang, bedeutend waren.

Auf Verlangen des Pfarrers brachte ein Knabe frisches Wasser in seinem Hute herbei. Mit diesem wurden die Wunden ausgewaschen und Schläfe und Brust des Unglücklichen erfrischt und sanft gerieben. Der redliche Pfarrer sah bald den besten Erfolg seiner Bemühungen und zu seiner Freude war der arme Knabe bald wieder belebt. Schnell wurde nun Anstalt getroffen, dem Knaben älterliche Pflege und ärztliche Hülfe zu verschaffen.

Der Zustand des Knaben war bedauernswürdig; Brust und Nacken, Arme und Beine waren an verschiedenen Stellen arg gequetscht. Am Schlimmsten waren die Verletzungen am Kopfe. Er erlitt außerordentliche Schmerzen, und einer der geschicktesten Wundärzte mußte seine ganze Kunst aufbieten, um ihn wieder herzustellen.

Er wurde wohl dem Tode entrissen und wieder hergestellt, allein eine geraume Zeit hindurch blieb er dennoch ein schwacher, kränklicher Mensch. Nie wurde er so glücklich, sich einer ganz vollkommenen Gesundheit erfreuen zu können. Noch hatte der Fall die üble Fol-

ge, daß ihn sogleich ein gefährlicher Schwindel befiel, wenn er sich schnell umdrehte oder in die Höhe steigen wollte.

Es ist traurig, daß so oft Gefahren die Begleiter der Jugendfreuden sind. Fragt man, woher dieß kommt? so muß man gestehen: daß Keckheit und Vorwitz die gewöhnlichen Ursachen sind. Noch eine Geschichte soll dieß unwidersprechlich bestätigen.

Karl und Leonhard, Söhne eines wohlhabenden Gutsbesitzers, waren ein paar gesunde, muntere Knaben von 12—13 Jahren. Sie trachteten stets nach Freudengenüssen, aber leider mangelte ihnen sehr oft Vorsicht und Ueberlegung.

Unter ihren Zeitvertreiben war einer, den sie vorzüglich liebten. Sie befestigten nämlich ein starkes Seil mit beiden Enden entweder an zwei Balken in der Scheune, oder im Freien an zwei neben einander stehende Bäume. Auf demselben schwangen sie sich dann vor- und rückwärts hoch in die Höhe. Da sie dieß Spiel öfters trieben, so kam ihnen auch

gar nicht in den Sinn, daß dabei je etwas zu fürchten sey. Immer wurden sie kühner und machten endlich seltsame Possen während das Seil im stärksten Schwung war. Sie machten selbst den Versuch, in solchem aufrecht zu stehen, welches allerdings sehr gefährlich war.

Eines Tages wollten sie sich besonders vergnügen und im Verein mit mehreren Kameraden die liebe Schaukel vorzüglich benützen. In einem Schoppen, wo allerhand Feldgeräthe, als Eggen, Pflüge u. dgl. sich befand, wurde das Seil aufgespannt und lustig fuhr bald dieser, bald jener in die Höhe hinauf. Karl wurde immer ausgelassener und wollte nun seinem Bruder und den übrigen Kameraden zeigen, daß er einer der geschicktesten Seilschwenker sey. Kurz vorher war er mit seinen Aeltern in der benachbarten Stadt auf der Messe und hatte dort einen Gaukler gesehen, der auf dem Seile die sonderbarsten Kunststücke machte. Diesen wollte nun Karl nachahmen und es gelang ihm Manches vortrefflich. Der laute Beifall seiner Kameraden war für Karl ein Sporn, seine Kunst noch

höher zu treiben. Endlich hing er sich mit einem Bein an das Seil, und ließ sich so mit herabhängendem Körper in dem Raume der Schoppe hin und her schwenken.

Sey es nun, daß diejenigen, welche das Seil in die schwingende Bewegung setzten, demselben einen falschen Ruck gaben, oder daß der Knabe selbst es versah und aus der richtigen Lage kam, kurz er flog, während das Seil in voller Bewegung war, aus demselben heraus und wurde weit weg und ach! unglücklicher Weise auf eine an die Wand gelehnte, mit sehr spitzigen Zinken beschlagene Egge geschleudert.

Lautlos fiel der Knabe zur Erde nieder und blieb unbeweglich liegen. Leonhard und die andern Knaben meinten Anfangs, es sey ein neuer Kunstsprung, den Karl zum Besten gebe und lachten in muthwilliger Stimmung laut auf. Da aber Karl gar nicht aufstand und sie nun auch Blut in seinem Gesichte und an seinen Kleidern sahen, da verwandelte sich die Lust in bange Klagetöne. Der Bruder des Unglücklichen suchte durch Rufen und Schütteln den Ohnmächtigen zu beleben, aber der Ver-

such wollte nicht glücken. Bald sah er ein, daß andere Hülfe nöthig sey. Er sandte ein paar Knaben fort, um seinen Aeltern den traurigen Vorfall zu melden.

Welcher Schrecken für diese, als sie nun herbei kamen und ihr Kind in diesem jämmerlichen Zustande sahen! Schnell wurde ein Arzt herbei geholt. Er machte bei der Untersuchung der Wunden eine sehr bedenkliche Miene und gab wenig Hoffnung für das Leben des Knabens. Endlich nach wiederholten Versuchen kam Karl doch wieder zu einiger Besinnung und die Freude der Aeltern in diesem Augenblick war unbeschreiblich.

Aber lange Zeit mußte Karl auf dem Schmerzenslager bleiben und hatte manche Stunde furchtbare Pein zu erdulden. Und als er endlich wieder hergestellt war, da fand sich's, daß sein sonst so schönes Gesicht durch Narben und Flecken ganz unkenntlich war. Immer blieb er kränklich; eine etwas schnelle Bewegung verursachte ihm sogleich Brustschmerzen. Er brachte sein Leben nicht hoch und sein früher

Tod war die Folge dieses einstigen gefährlichen Sturzes.

12.

Einige Beispiele, wie sehr nöthig es sey, behutsam mit dem Feuer umzugehen.

In dem sächsischen Städtchen K. wurde jüngst ein hoffnungsvoller Knabe von 8 Jahren auf eine schreckliche Weise ein Opfer des Feuers. Dieses Kind war mit seiner Mutter und seinen ältern Geschwistern in der Stube und belustigte sich mit ihnen durch allerhand kindische Spiele und Scherze. Da die Mutter eben mit dem Feuer im Ofen beschäftigt war, um das Essen zuzubereiten und dazu noch etwas brauchte, so schickte sie die beiden ältern aus, das Fehlende zu holen. Während dieser Zeit geht auch die Mutter aus der Stube, um noch etwas in ihren Angelegenheiten zu besorgen. Nun war der Knabe allein und seine bisherigen Spiele behagten

ihm nicht mehr und er suchte andere Unterhaltung.

Bald reizt ihn das Feuer im Ofen, er nähert sich demselben, legt Holz zu und beginnt darin herum zu stören. Nun wird er gewahr, daß von seinem Kleide ein Faden herabhängt und kommt auf den unglücklichen Gedanken, solchen abzubrennen. Leider hatte er von seiner Mutter schon manchmal gesehen, daß diese in der Geschwindigkeit Zwirn und andern Faden abbrannte und wollte es nun auch so machen.

Der Knabe nahm einen hellbrennenden Feuerbrand und zündete den Faden an; aber ach! zugleich fing auch sein Gewand Feuer und ein fürchterliches Geschrei des Knabens verkündete der außen stehenden Mutter, daß ihn ein Unfall betroffen habe.

Diese eilte sogleich herbei und sah mit Entsetzen, daß lodernde Flammen den Knaben ganz umfingen. Umsonst suchte sie mit ihren Händen die Glut zu dämpfen, sie verbrannte sich selbst sehr arg. Während der Knabe gräßlich schrie, eilte sie in verzweiflungsvoller Hast

nach der Küche, um Wasser zu holen. Bald kam sie mit einem vollen Gefäß zurück und die Flamme wurde gelöscht. Aber leider kam die Hülfe zu spät, die Flamme hatte den Körper des armen Knabens zu empfindlich verletzt; wimmernd lag er da und laut aufschreiend stand die Mutter neben ihrem Schmerzenssohn. Es wurden viele Mittel aufgeboten, um die Wiederherstellung des Knabens zu bewirken, aber alle waren vergebens: er mußte unter den heftigsten Schmerzen am Morgen des andern Tages sterben.

Die gewöhnliche Ursache der meisten Brandunglücke ist unverzeihliche Unvorsichtigkeit und selbst Dummheit. So feierte vor einiger Zeit ein Bauer im Vogtländischen sein Hochzeitfest. Viele Gäste waren zugegen, die sich alle es angelegen seyn ließen, wacker zu essen und zu trinken und auf jede Art sich lustig zu machen. Eine Menge Kinder waren auch zugegen und machten beinahe noch ärgern Lärm als die andern Gäste. Am zweiten Tage des frohen Festes, als der Abend herbei gekommen war und eben ein

Theil der Gesellschaft im Begriff war, sich mit Tanzen zu belustigen, wurde auf einmal ihre Freude auf eine fürchterliche Weise unterbrochen. Der Ruf: Feuer! Feuer! ertönte grausend. Einer der Schweinställe unten im Hofe stand in lichten Flammen. Zum Unglück befand sich oberhalb dieser Ställe eine Menge dürres Reißigholz und in wenig Minuten stand dieses flammend da. In kurzer Zeit brannte die ganze eine Seite des Hofes. Trotz der Anstrengungen der Gäste und der andern Dorfbewohner brannte dennoch der ganze Hof mit noch zwei anstoßenden kleinen Häusern bis auf den Grund ab.

Der Eigenthümer, dessen Hochzeitfest so eine schlimme Unterbrechung erfuhr, war ein wohlhabender Mann und seine junge Frau hatte ihm auch eine schöne Ausstattung zugebracht. Seine Wohnung war daher voll von allerlei nützlichen Sachen und Vorräthen, von denen ein großer Theil ein Raub der Flammen wurden.

Lange konnte man die Ursache dieses Unglücks nicht entdecken. Einige glaubten, daß die Unvorsichtigkeit eines betrunkenen Gastes,

Andere, daß die teuflische Bosheit eines heimlichen Feindes die Ursache sey. Doch bald löste sich das Räthsel auf eine eigene Art.

Zwei Knaben von 12—13 Jahren, bekannt als ein paar heillose Buben, wurden eines Tages mit einander uneins. Der ältere prügelte den jüngern derb ab und Beulen und selbst Wunden waren für diesen die Folgen des Kampfes.

Seine Aeltern nahmen sich ernstlich ihres Kindes an, klagten und verlangten Kurkosten und Schmerzengeld. Da nun der Schläger sich dessen weigerte und den Geschlagenen allerlei lose Streiche vorwarf, so brach auf einmal dieser in folgende Worte aus: „Was willst du reden, Brandstifter? Hast du nicht bei Görgens Hochzeitfest den Schweinstall angezündet und ihm das ganze Haus weggebrannt?"

Natürlicherweise forschte nun der Richter weiter nach und erhielt über jenes Brandunglück folgenden Aufschluß:

Michel, der ältere Knabe, hatte dem Koch aus Naschhaftigkeit einige Würste aus der

Küche entwendet und wollte sich solche gern zurecht machen und sie dann verzehren.

Um nun dieses, ohne bemerkt zu werden, zu thun, nimmt er Feuer und begibt sich damit in einen leer stehenden Schweinstall, um sich die Würste da in einem Kohlentopf zurecht zu machen. Seinen Endzweck schneller zu erreichen, thut er etwas Stroh in den Topf. Es fängt aber nicht bloß dieses, sondern auch das im Stall befindliche häufige Stroh Feuer; um es zu löschen, schlägt Michel aus Leibeskräften mit seiner Mütze d'rein, macht aber dadurch das Uebel ärger. Denn eben dadurch wurde das Stroh immer mehr mit dem Feuer umher geschlagen und so angefacht, daß der Junge endlich selbst in Gefahr gerieth, zu ersticken und zu verbrennen. Während dieser Arbeit kam der jüngere Knabe in die Nähe des Stalles, sieht den Vorfall und gibt ihm den guten Rath, sich eiligst aus dem Staube zu machen, eh' Leute herbei kämen.

Die Knaben schlichen sich davon und die Flamme griff verheerend um sich.

Wohl hatte Michel nicht vorsetzlich Brand

gestiftet, aber das Feuer an einem gefährlichen Orte schüren, wurde ihm dennoch zum schweren Verbrechen gemacht. Noch büßt er die Schuld seiner Lüsternheit und Dummheit im Zuchthause; allein der angerichtete Schaden wird dadurch nicht ersetzt.

13.

Gewohnheit wird zur andern Natur.

Nahe am Pfarrhause in Grünhayn wohnte der Viehhirte. Er hatte sechs Kinder, die alle groß genug waren, um sie nach Verhältniß ihrer Kräfte, zu nützlichen Beschäftigungen anhalten zu können. Die drei kleinern ließ die Mutter aber immer müßig herumlaufen; Essen und Spielen ging den ganzen Tag fort. Das gefiel dem Herrn Pfarrer gar nicht. „Meine liebe Nachbarin," sagte er einstmal, „verzeiht mir's, daß ich so geradewegs mit euch von der Brust rede. Ihr habt eine schöne Anzahl Kinder, ich habe die Kleinen sehr lieb und es

thut mir weh, wenn ich sie immer herumlaufen und nichts thun sehe. Haltet sie doch bei euch zu Hause und gebt ihnen Arbeit."

Nachbarin. Ja, Herr Pfarrer, was soll ich doch den Kindern für Arbeit geben? Sie sind ja noch gar zu klein und haben keinen Verstand und kein Geschick.

Pfarrer. Zu klein sind sie nicht. Es gibt schon kleine Kinderarbeiten, die sie gar leicht verrichten können. Durch's Arbeiten müssen sie eben erst verständig und geschickt werden.

Nachb. Da wüßt' ich keine solche Arbeit.

Pf. O, ich wollte ihnen genug zu schaffen geben. Wißt ihr was, Nachbarin, schickt die Kinder zu mir, meine Schwester hat die Kleinen auch lieb; sie und ich wir wollen für sie sorgen und ihnen Arbeit vollauf geben. Sie dürfen mir nichts umsonst thun.

Nachb. Ja, schon gut; aber was sollen sie dann arbeiten?

Pf. Ich lasse sie Bohnen oder Zuckererbsen aushülsen, Rettigsamen und dergleichen ausnehmen, Reis, Gerste, Linsen, Erbsen ausklauben, meine Kohlrabi, Rahnen,

Bodenrüben, Burgunderrüben abblatten, die Steckrüben einschaben, meine Kräuter abzupfen, für das Geflügel Brod aufbröckeln, Federn schleißen, Körbchen flechten, das A, B, C und Buchstabiren und Lesen lernen. Auch den Katechismus und derlei leichte Anfangssachen können sie mitnehmen. Ich versichere euch, liebe Nachbarin, den Kindern soll die Arbeit nicht ausgehen.

Nachb. Auf diese Art freilich nicht; der Herr Pfarrer kann ja, so zu sagen, die Arbeit herzaubern. Viel Glück dazu; aber ich denke immer, die ungeschickten Dinger werden mir bald wieder zugeschickt werden.

Pf. Das sey meine Sorge. Laßt mich nur den Versuch mit ihnen machen. Ich kann einmal die Kinder nicht müßig sehen. Frau, Gewohnheit wird gar leicht zur andern Natur.

Nachb. Das will ich nicht widerstreiten, mein lieber Herr Pfarrer. Meine Mutter sprach auch so und schlug zur Abwechselung auch manchmal wacker darein, wenn wir Kinder so mir nichts, dir nichts! da standen. Sucht

euch eine Arbeit, wenn ihr keine habt! so sagte sie gar oft.

Pf. Da hatte die selige Frau ganz recht. Nun, eure Mutter muß ein sehr wackres Weib gewesen seyn. Ja, der Mensch ist unstreitig zur Arbeit geboren. Das Müßiggehen macht krank an Leib und Seele.

Nachb. Ja, es ist eine schöne Sache um einen fleißigen Menschen.

Pf. Zu thun soll der Mensch immer haben; denn sonst gibt es schlimme Folgen im Leben. Anfangs, wenn die Kinder so müßig gehen, treiben sie, weil sie doch etwas zu thun haben müssen, nur Kinderpossen; nach und nach aber gibt ihnen der Müßiggang allerlei muthwillige Streiche ein. Was der Mensch in der Jugend gewöhnt, das treibt er im Alter. Ein kleiner Faullenzer wird einst ein großer Taugenichts.

Nachb. Da scheint der Herr Pfarrer Recht zu haben.

Pf. Der Müßiggang hat noch nie etwas Gutes gestiftet. Dieses Laster ist der Grund zu allen andern. Darum sey es

unsere Hauptsorge, die Kinder schon früh an Thätigkeit zu gewöhnen. Die Natur gibt uns ja selbst schon den besten Fingerzeig. Seht einmal gesunde unverdorbene Kinder an, ob sie nicht immer etwas zu thun haben müssen, ob sie anders als im Schlaf ganz ruhen können. Also, der Trieb zur Arbeit liegt schon in den Kindern, er darf nur entwickelt werden, und er wird's, man darf ihnen nur etwas zu thun geben.

Nachb. Ich will den guten Rath befolgen — will heute noch alle meine Kinder in Ihre Schule schicken.

Pf. Recht so, Frau Nachbarin; laßt sie alle kommen; es soll euch, es soll eure Kleinen niemals reuen, meinen Rathschlägen zu folgen — es soll beiden Theilen Nutzen bringen. Und nun Gott befohlen!

Die Nachbarin rief dem Herrn Pfarrer ein herzliches: „Gleichfalls!" nach, und eilte in ihre Hütte. Sie hielt ihr Wort wie ein Mann und schickte noch in der nämlichen Stunde die Kinder alle richtig dem Herrn Pfarrer zu. Sie fanden hier beständige Beschäftigung,

wodurch sie so an Arbeit gewöhnt wurden, daß es ihnen bald eben so hart ankam, wenn sie nichts zu thun hatten, als sonst das Arbeiten.

Nach einigen Jahren fanden die Kinder ihre gute Versorgung und nun sind sie alle wohlhabend und glücklich.

14.

Fleiß macht glücklich.

„O wie herrlich ist es, seine Zeit und seine Kräfte zum Guten, zum Nützlichen anzuwenden!" so sagte oft Hans Frohmuth, ein wackrer Landmann, zu seinen beiden Knaben, Peter und Michel. Er gab ihnen selbst das beste Beispiel, wie man die Zeit anwenden müsse. Rüstig und unverdrossen ging er stets am frühen Morgen an das bestimmte Tagwerk. Wenn dann der Abend herbei kam, dann ruhte er mit zufriedner Miene von seiner Arbeit aus. Aber auch diese Stunde benützte der wackre Hausvater, um seine Söhne zu Fleiß und

Thätigkeit zu ermuntern. Sie mußten ihm eine kurze Uebersicht von dem geben, was sie heute in der Schule Nützliches gelernt hatten. Auch mußten sie ihm Rechenschaft ablegen, wie sie manche kleine Geschäfte, die er ihnen im Haushalt aufgab, ausgeführt hatten. Eine der Hauptabsichten des wackern Hausvaters war, den beiden Knaben die Arbeit schon früh zu einem frohen Geschäft zu machen. Oft machte er sie darauf aufmerksam, daß sich viele Menschen mit unnützen Dingen beschäftigen und warnte sie ernstlich, sich zeitlebens vor solchem Mißbrauch der Zeit und der Kräfte sorgfältig zu hüten. „Der Fleißige," fuhr er ermahnend fort, „thut alles zur bestimmten Zeit mit frohem Muthe und wendet weislich die Stunden zu den Geschäften an, zu denen ihn sein Beruf verpflichtet. So verfließen dem Guten gut die angewendeten Tage. Er freut sich am Morgen, für das Nützliche erwacht zu seyn, und danket fröhlich am Abend dem gütigen Weltenvater, daß er ihm auch heute Kraft verlieh, Segen in seinem Wirkungskreise zu verbreiten." Solche Lehren und Ermahnun-

gen gab Hans Frohmuth immer. Aber er hatte auch die Freude, die der Sämann empfindet, wenn er sieht, daß der Same sich entfaltet und die Pflanze wuchernd empor schießt: Peter und Michel wurden ein paar wackre Männer. Ihre Arbeitsamkeit erwarb ihnen Ehre vor den Menschen und den unverkennbaren Segen des Himmels. Ihr Beispiel zeigte klar und deutlich, daß dem Edlen viel Gutes gelingt und eine fleißige Hand reich machet im Leben.

15.

Das Fruchtbäumchen.

Ein braver Landwirth, Horst mit Namen, pflanzte ein Bäumchen in seinem Garten. Aufmerksam stand bei diesem Geschäfte der kleine Fritz, dessen Sohn, an seiner Seite. Er wünschte zu wissen, wie man einen Baum pflanzte und dieser Wunsch ward ihm jetzt gewährt. Zuerst wurde ein Loch in die Erde gegraben, welches die Wurzeln des Bäumchens

fassen konnte, und nun wurde es behutsam eingesetzt. Die Wurzeln wurden ringsum mit feiner, lockerer Erde umgeben, welche der Vater sanft andrückte. Hierauf wurde das Bäumchen an einen Stab gebunden, mit Wasser angegossen und stand nun schlank und fest da. Fritz sprang vor Freude einige Male in die Höhe und rief dabei: „O das ist schön! Das Bäumchen steht da, so gerade wie unser Kirchthurm. Aber Vater,“ sagte nach einigen Augenblicken Fritz mit bedenklicher Miene, „wann wird es wohl schöne rothe Früchte tragen? Kommt dieß bald?“

„Lieber Fritz,“ antwortete der Vater, „dieß wird wohl so bald nicht geschehen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß erst Diejenigen von diesem Baume Früchte pflücken werden, die nach mir den Garten besitzen.“

„So!“ sagte mit verdrießlichem Tone Fritz. „Nun dann hätte ich mir aber auch die Mühe nicht gemacht mit dem Anpflanzen; für Andere pflanzte ich nicht.“

„Das ist,“ sagte der Vater, „keine lobenswerthe Denkart von dir, mein Sohn. Nur

stets an sich denken, nur stets für sich sorgen ist kleinlich und ungerecht. Es ist ein schöner Gedanke, der mir schon jetzt süßes Entzücken gewährt, wenn ich mir vorstelle, mit welchem dankbaren Wohlgefallen Diejenigen, die nach mir kommen, die Früchte genießen werden, die dieser Baum tragen wird. Merke es dir, Fritz: Der edle Mensch sucht sich stets die Liebe seiner Mitbrüder zu erwerben und ihnen so nützlich zu seyn, als er nur irgend seyn kann. Er freut sich des Gedankens, daß Diejenigen, die ihn überleben, sich seiner noch mit Liebe erinnern und oft sein Andenken dankbar segnen."

Eine schöne Rührung glänzte jetzt im Auge des für das Gute von jeher sehr empfänglichen Knabens. Er reichte seinem Vater die Hand und rief: „Ich will das sehr gut merken, was du mich gelehrt hast."

Er that es. Oft sagten die Dorfbewohner zu ihren Kindern: „Nehmt euch ein Beispiel an Horstens Fritz; das ist ein Junge, liebreich und zuvorkommend in allen Dingen." Und dieß Lob suchte Fritz mit jedem Tage immer

mehr zu verdienen. Es gewährte ihm ein süßes Entzücken, recht vielen Menschen gefällig und nützlich zu seyn.

16.

Die Ostereier.

In einem freundlichen Dorfe lebte der wackre Amtmann Feltner mit seiner Gattin und seinen drei liebenswürdigen Kindern. Vor Kurzem erst war er von einer großen Stadt an diesen ruhigen Aufenthalt versetzt worden. Er war mit diesem Wechsel sehr zufrieden und seine sanfte Gattin sagte oft: „Mein stilles Dörfchen ist mir viel werther, als die prunkvolle Stadt." Auch die Kinder befanden sich in der gesunden, heitern Landschaft sehr wohl. Oft fanden ländliche Vergnügungen statt, die ihnen den reinsten Genuß gewährten.

Schon in der ersten Woche ihres dortigen Aufenthalts machten sie die Bekanntschaft des Pfarrers Weise, dessen Gattin und zwei Kin-

dern. Der Pfarrer war ein echter, frommer Lehrer und nicht lang stand es an, da wurden er und der Amtmann die vertrautesten Freunde. Treue Freundschaft zwischen den beiden Familien machte ihnen diesen schönen, ländlichen Aufenthalt vollends zum Paradiese.

Der älteste Knabe des Amtmanns hieß Karl und sein Pathe war einer der ansehnlichsten Kaufleute in der Stadt, wo einst Karls Aeltern gewohnt hatten. Bei einer Geschäftsreise kam dieser Mann durch's stille Dörfchen; der Kreis der guten Menschen, den er fand, behagte ihm hier und er beschloß, einige Tage die ländlichen Vergnügungen froh mit zu genießen.

In einigen Tagen sollte das Osterfest gefeiert werden. Der Kaufmann hörte von den Kindern, in deren Mitte er sich öfters befand und die ihm, als einem frohen, launigen Manne, vorzüglich gewogen waren, daß sie am Ostertage auf der großen Wiese am Dorfe einen wahren Freudentag feiern wollten. Minchen, Karl's Schwester, erzählte ihm, daß sie und ihre lieben Gespielen sich fröhlich dort im

weichen Frühlingsgrase herumtummeln würden. Er erfuhr auch noch, daß dort die schön bemalten Eier mit lautem Jubel aufgesucht werden würden, die der Hase oder der Kuckuck für gute Kinder an manches heimliche Plätzchen versteckt.

„So!“ sagte der Kaufmann. „Nun da habt ihr ja in euerem Dörfchen vorzüglich gescheite Thiere, weil sie die Sachen gleich bemalen, die sie legen.“ Er trat jetzt zum Amtmann, der eben am Fenster stand, und sagte leise: „Da muß ich sehen, daß ich mit einem Hasen Rücksprache nehme, damit derselbe für meinen lieben Pathen ein Ei mit zwei Dottern lege.“

Der wichtige Tag kam herbei und die milden Strahlen der Sonne machten ihn vorzüglich angenehm. Bald schritt der Amtmann, in Begleitung seiner Familie und der des Pfarrers, hinaus auf die große Wiese. Man kam an dem lieblichen Orte an, der hin und wieder von Linden und Weiden beschattet wurde. Jubelnd begrüßten die Kinder dort den lieben Kaufmann, der ihnen froh entgegen trat und lachend verkündete, daß er in Kuckucks Na-

men ihnen sagen solle: Wer Eier wolle, dürfe solche nur suchen.

Nun begann das Freudenfest und die Kinder fingen an, sich thätig zu beweisen. Sie suchten hinter Bäumen und Hecken und bald ging es sehr lustig zu. Wenn ein Kind so glücklich war, ein Ei zu finden; so jubelte es laut auf und tanzte und sprang freudig umher. So ging es eine Zeitlang fort; man fand eine hübsche Anzahl Eier, alle bunt bemalt und lieblich anzusehen.

Jetzt winkte der Kaufmann seinem kleinen Pathen und sagte leise zu ihm: „Höre lieber Karl, ich muß dir etwas im Vertrauen sagen. Vorhin sprang dort aus jener Hecke ein besonderer Hase hervor. Siehe nach; vielleicht hat der Mosje auch ein besonderes Ei dort hingelegt.“ Karl sah seinen Herrn Pathen lächelnd an und eilte hin nach dem bezeichneten Platze.

Dort lag ein Ei, so schön bemalt, wie er noch keines gesehen hatte. Jubelnd hielt er es hoch empor, sprang damit zurück zu seinen Gespielen und zeigte ihnen den herrlichen Fund. „Auch

ist," sagte er zu ihnen, „dieses Ei schwerer wie ein gewöhnliches. Ich muß mich doch mit dessen Inhalte bekannt machen." Er öffnete es — und jauchzte freudig auf; denn blinkende Goldstücke rollten ihm entgegen. Der Hase, der es gelegt hatte, erhielt das verdiente Lob. Der Amtmann sagte: „So ein Ei laß ich mir gefallen; schade, daß dergleichen Wurfhasen so selten sind." Der Kaufmann nahm jetzt Karl'n bei der Hand und sagte: „Wackren Knaben, die fleißig lernen und sich höflich und gefällig betragen, solchen macht man gern schöne Geschenke. Handle immer brav, lieber Karl, und werde vorzüglich ein fleißiger Mann, dann findest du noch mehr goldne Eier im Leben." Er wandte sich jetzt zu den andern Kindern und sagte zu ihnen: „Hört, dort am Wasserhügel, wo der alte Weidenbaum steht, flog vorhin ein Kuckuck auf. Ich glaube immer, der Spaßvogel hat für jedes von euch ein Ei hingelegt." Die Kinder ließen sich dieß nicht zweimal sagen; wie vom Winde gejagt flogen sie dem Orte zu, den der Kaufmann benannt hatte. Richtig lag für jedes Kind ein Ei dort. Rasch

öffneten sie solche, und — wie freuten sie sich nun über den guten Inhalt derselben! Süße Mandeln, mit blinkenden Silbermünzen vermischt, zeigten sich ihren Blicken. Die Kinder klatschten froh in die Hände und riefen: „Das ist ein herrliches Osterfest! Es lebe Karl's Herr Pathe, der Hasen und Kuckucke zwingen kann, kostbare Eier zu legen.“ Unter frohen Scherzen verließ man nach einiger Zeit die Wiese und noch nach Monaten sprachen die Kinder mit Vergnügen von dem herrlichen Fund, den sie dort gemacht hatten.

17.

Der dankbare Sohn.

Im Dorfe Gronau lebte eine Wittwe, die bei sehr wenigem Vermögen auch noch für einen Sohn zu sorgen hatte. Sie darbte sich Manches heimlich ab, um nur ihrem Heinrich manchmal eine kleine Freude zu bereiten. Aber er verdiente auch die zärtliche Liebe, die seine Mutter ihm widmete. Willig

that er alles, was sie ihm befahl; es war sein größtes Vergnügen, ihr Leben zu erleichtern und sie täglich mit den Beweisen seiner kindlichen Liebe zu erfreuen. Im Orte war es Allen bekannt, mit welcher zarten Liebe Heinrich seiner Mutter begegnete. Man nannte ihn nur den wackern Jungen und Jeder grüßte ihn freundlich, wenn er ihn auf dem Wege traf.

Heinrich war zwölf Jahre alt, als einst durch Zufall ein weitläufiger Verwandter seiner Mutter im Dorfe erschien. Baldauf, so hieß dieser Mann, hatte in einer, vom Dorfe Gronau nicht weit entfernten Stadt ein großes Fabrikgeschäft. Er hatte kein Kind und war schon so ziemlich in den Jahren vorgerückt. Doch war er immer noch ein gesunder, rüstiger Mann, der durch Frühaufstehen seinem Namen Ehre machte.

Der thätige Mann hielt sich einige Tage im Dorfe auf und hörte bald von verschiedenen Seiten den Knaben Heinrich sehr loben. Er sprach selbst mit ihm und forschte behutsam, wie es mit dessen Kenntnissen stehe. Er

war sehr zufrieden mit dem, was Heinrich in Ansehung des Lesens, Schreibens und Rechnens leistete. „Knabe,“ sagte er am Ende des Examens, „dir darf nicht bangen im Leben; du kannst selbst deines Glückes Schmid werden. Nur Fleiß und Ordnung; so kannst du ein schönes Ziel erreichen!“

Schon am andern Tage nach dieser Unterredung sprach Baldauf mit Heinrich's Mutter und machte ihr den Vorschlag, daß er für die künftige Wohlfahrt ihres Sohnes sorgen wolle, wenn er als Lehrling bei ihm eintrâte. Die Mutter versprach nach einigem Bedenken, mit ihrem Heinrich darüber zu reden.

Dieß geschah noch am nämlichen Abende. Mit dem Ausdruck von Liebe und Betrübniß rief Heinrich, indem er ihre Hand ergriff: „Mutter, Mutter, ich kann dich nicht verlassen!“ „Mein guter Heinrich,“ erwiederte sie, „sehr schmerzlich wird auch mir die Trennung fallen. Aber es gilt deine künftige Wohlfahrt; bei dem Onkel kannst du bei einer guten Aufführung sehr glücklich werden.“

Durch Anführung dergleichen triftiger Gründe überzeugte sie endlich den Knaben von der Nothwendigkeit der Trennung. Er willigte ein und schon am andern Tage ging er mit Herrn Baldauf nach dessen Wohnort ab.

Monate vergingen und der Fabrikant war sehr zufrieden mit Heinrich's Betragen. Er sah mit Vergnügen, daß solcher alle Aufträge mit gewissenhafter Pünktlichkeit besorgte. Oft dachte Baldauf im Stillen: „Fährt der Knabe so fort, so will ich mit der Zeit ihn gut versorgen.“

Ein Jahr war nun vergangen, da änderte sich auf einmal Heinrich's Verhältniß. Er erhielt die Nachricht, daß seine gute Mutter sehr krank darnieder läge. Händeringend rief er: „O Gott, Gott! und ich bin fern von ihr; ich kann sie nicht pflegen und mit kindlicher Treue ihr Hülfe leisten.“ Nach einiger Ueberlegung rief er aus: „Es ist meine erste Pflicht ihr beizustehen; ich muß zu ihr.“

Dringend bat er nun seinen Lehrherrn, ihm zu erlauben, auf einige Zeit zu seiner Mutter zurück zu kehren. Aber unwillig

erwiederte dieser Mann: „Dazu kann ich meine Einwilligung nicht geben. Gewisser Verhältnisse wegen brauche ich dich jetzt gerade sehr nothwendig bei meinen Geschäften. Und dann auch, was thut ein Knabe bei einer kranken Frau? Ich will zweckmäßige Hülfe leisten, ich will ihr eine Summe Geldes senden; damit kann sie eine Wärterin sich dingen und alles ist in Ordnung.“

Heinrich schüttelte das Haupt und sagte wehmüthig: „Kein Miethling kann ihr so beistehen, wie das eigne Kind. Jetzt ist der Augenblick da, wo ich redlich vergelten kann, was meine Mutter an mir gethan hat.“

Herr Baldauf war einer von jenen Männern, die, wenn man ihre Meinung nicht für gut findet, sogleich sehr aufgebracht werden. Mit großem Unwillen ertheilte er Heinrichen, auf sein fortgesetztes Bitten, die Erlaubniß, zu seiner Mutter zu gehen. Zugleich gab er ihm aber zu verstehen, daß er nicht darauf rechnen dürfe, nachher wieder auf seinen verlassenen Posten zurückzukehren. Er werde Sigmunden, des Nachbars Sohn, an

seine Stelle nehmen und bei einiger Tauglichkeit solle er sie dann auch behalten. Seufzend erwiederte Heinrich: „Ich kann nicht anders handeln; mag es gehen wie es will, jetzt muß ich zu meiner Mutter.“

Dankend verließ er bald darauf Baldauf's Haus und eilte nun mit großer Anstrengung, zu seiner kranken Mutter zu kommen. Er fand sie sehr leidend und leistete ihr nun mit liebevoller Sorgfalt die nöthige Hülfe. Lang blieb ihr Zustand äußerst gefährlich, aber endlich genaß sie dennoch und Heinrich hatte volle Ursache, seiner unermüdeten Pflege den guten Ausgang der Krankheit zuzuschreiben.

Aber der bittre Mangel gab der guten Frau bald wieder Anlaß zu neuer Bekümmerniß. Doch ihr wackerer Sohn tröstete sie auch hier wieder auf's Beste. „Durch fortgesetzten Fleiß,“ sagte er, „habe ich es dahin gebracht, eine sehr gute Handschrift zu schreiben. Heute noch will ich dem Herrn Gerichtshalter solche zeigen und ihn um Beschäftigung ersuchen.“

Er that es und bekam bald Arbeit in Menge. Welche Freude für ihn, als er nach

einiger Zeit mit voller Gewißheit bestimmen konnte, durch seinen Fleiß der Mutter ein hinlängliches Auskommen zu verschaffen. Oft umarmte sie ihn zärtlich und rief mit feuchten Blicken: „Du bist ein guter, ein dankbarer Sohn! Wenn Gott mein Gebet erhört, so muß es dir auf Erden noch sehr wohl ergehen.“

Die Wünsche der guten Frau gingen in Erfüllung. Der Bruder ihres verstorbenen Mannes lebte schon seit vielen Jahren im fernen Ungarlande. Man wußte, daß er dort ein großes Gut besaß und überhaupt in ansehnlichen Vermögensumständen war. Längst schon war er Wittwer, da er aber auch einen Sohn hatte und stets von einer geizigen und mürrischen Gemüthsart war; so konnte Heinrich's Mutter von dieser Seite nicht das Mindeste hoffen. Welche Ueberraschung wurde ihr daher, als der Briefträger ihr einst an einem Morgen ein Schreiben brachte, deß Inhaltes: Ein bösartiges Nervenfieber habe dem Leben ihres lieben Schwagers schnell ein Ende gemacht und drei Tage vor ihm sey dessen Sohn an der nämlichen Krankheit gestorben. Bei so

bewandten Umständen sey nun ihr Sohn der rechtmäßige Erbe und sie werde bei dessen Minderjährigkeit aufgefordert, das Nöthige zu verfügen.

Man kann denken, daß Heinrich's Mutter nicht säumte, diesem Aufruf Genüge zu leisten. Bald war alles in Ordnung und Heinrich wußte nun gewiß, daß er einst Besitzer eines bedeutenden Vermögens werden würde. Unter Freudenthränen sagte seine Mutter zu ihm: „Sieh', wie wunderbar der Vergelter alles Guten die Dinge lenkt. Ja es ist und bleibt Wahrheit: Wer seinen Vater, seine Mutter ehret, dem wird es wohl gehen auf Erden."

18.

Der edelmüthige Vater und sein Sohn.

Der Bauer Hauser war ein mürrischer, zänkischer Mann, der fast mit all' seinen Nachbarn in Streit und Unfriede lebte. Er hatte einen 12jährigen Knaben mit Namen Hans, der, ein getreues Ebenbild seines Vaters, mit den meisten Jungen des Dorfes in Verdruß lebte. Eines Tages fing er und noch ein wilder Knabe von gleicher Denkart muthwilligen Streit mit einem armen, aber guten Jungen an. Eben wollten sie ihn tüchtig durchprügeln, als Christian, ein Knabe in Hansens Alter, der Sohn des Bauers Wacker, über eine Hecke herüber sprang, die Ursache des Streits sich sagen ließ, den beiden Knaben Unrecht gab und des Armen sich kräftig annahm. Hans und dessen Genosse schimpften nun auch über Christian und vom Schimpfen kam es zu Thätlichkeiten. Christian

war, wenn es galt, ein tüchtiger Schläger; die zwei Knaben mußten das Feld räumen und Hans kam mit blutender Nase nach Hause. Sein rauher Vater gerieth bei diesem Anblick in den heftigsten Zorn und versprach seinem Hans, Christianen nächster Tage es reichlich zu vergelten.

Er hielt Wort. Schon in der nächsten Woche begegnete er auf einem einsamen Waldwege Christianen. Der rauhe Mann schlug sogleich unbarmherzig auf ihn los, so daß er ganz gebückt nach Hause kam und ein paar Tage nicht ausgehen konnte.

Wohl sprach Christian's Vater mit dem groben Hauser ernstliche Worte, und nur die Vermittelung einiger Nachbarn ließ die Sache nicht zur gerichtlichen Klage kommen.

Einige Wochen nach diesem Vorfall wurden plötzlich Hauser's Pferde krank, und doch sollten seine gesäeten Erbsen schnell untergepflügt werden, wenn er nicht Schaden leiden wollte. Er lief im Dorfe umher, rief hier einen Gevatter und dort einen Vetter, rechts einen Nachbarn und links einen Schwager um Hülfe an. Allen

klagte er seine Noth und immer schloß er mit den Worten: „Die Vögel fressen mir meine Erbsen rein auf, wenn ich sie nicht bald unter die Erde bringe.“ Aber alle seine Bekannten halfen nicht und Jeder hatte eine Ausrede. Ein allzu lang anhaltendes Winterwetter hatte die Sommersaat verspätet, und die Meisten hatten ihren Hafer noch nicht zur Hälfte bestellt, als Hauser schon Erbsen säete.

Christian's Vater erfuhr auch Hauser's Noth und sagte still für sich: „Hm! man sollte dem Manne doch helfen.“ Eben kam sein Sohn von der Schule nach Hause. „Ach!“ sagte er, „lieber Vater, da oben am Kreuzwege steht der Bauer Hauser. Mit Thränen in den Augen klagte er einem Manne sein Mißgeschick wegen seiner Pferde und Erbsen.“ — Der Knabe hielt einige Augenblicke inne und sagte dann schnell: „Vater, wir sollten wohl mit unsern Pferden dem Nothleidenden beistehen.“ Christian's Vater unterdrückte das frohe Gefühl, das er bei diesen Worten empfand, und sagte ernsthaft: „Aber der grobe Mann hat ja erst vor Kurzem dich unmenschlich geschlagen, es wäre also

nicht recht von uns, ihm unsere Pferde zu geben." „Wie," sagte der gute Christian, „nicht recht wäre es, einem Nothleidenden zu helfen? Das wäre eine schlimme Ansicht der Dinge. Und daß er mich schlug — ei nu! das muß man vergessen bei seiner Noth. Vorhin erst war unser Herr Pfarrer in der Schule und sprach erklärend über die zwei biblischen Stellen: Thuet wohl denen, die euch beleidigen; und: Versöhne deine Feinde mit Wohlthaten. Ich wäre ja ein schlechter Schüler, wenn ich im ersten Augenblick schon wieder vergäße, was der Herr Pfarrer gesagt hat."

„Du braver Junge!" rief der alte Wacker. „Es ist auch mein Wille, dem Hauser mit unsern Pferden auszuhelfen." „Willst du?" rief Christian erfreut; „das ist schön! Ich will es ihm sogleich sagen, daß er Hülfe bekommt." „Gut, lieber Christian," sagte der Vater, „ich will ohne Säumen dem Knechte befehlen, mit den Pferden zu Hauser zu kommen."

Wie staunte, wie schämte sich der rauhe Hauser, als Christian ihm den Entschluß seines Vaters verkündigte und bald darauf die Pferde

seiner Verfügung übergeben wurden! Von dieser Zeit an war Hauser der beste Freund des alten Wacker's und diente ihm wieder, wo es nur irgend seyn konnte. Oft rühmte er, daß Wacker, sein vermeintlicher Feind, ihm in der Noth geholfen habe, da ihn alle Freunde und Vettern verlassen hätten.

Für seine edle That ertheilte der Herr Pfarrer Christianen öffentlich in der Schule das größte Lob. Auch der Gutsherr ließ ihn auf das Schloß holen, beschenkte ihn sehr ansehnlich und gab ihm die Versicherung, für ihn in Zukunft auf's Beste zu sorgen.

19.

Der ostindische Onkel.

In Altona lebte die Wittwe eines Schiffers, der bei einem Sturm sein Leben verlor. Groß war der Jammer, als Helena, dieß war der Name der Frau, die Nachricht erhielt, daß ihre vorzüglichste Stütze im Leben dahingesunken sey.

Sie besaß zwei Söhne, Richard und William. Jener war 12 Jahre alt, dieser ein Jahr jünger. Mit wenigem Vermögen that die gute Frau das Aeußerste, ihren Söhnen es möglich zu machen, durch nützliche Kenntnisse sich einst ordentlich fortzubringen.

Sie hatte die Freude, wahrzunehmen, daß die Aufopferungen, welche sie machte, nicht vergebens angewendet waren.

Richard verrieth ein ungemeines Talent für Zeichnen und Malen, und Männer, die es verstanden, erfreuten oft die Mutter mit der Vorhersagung, daß ihr Sohn einst als Künstler einen bedeutenden Platz einnehmen würde.

William zeigte für sein Alter einen ungemeinen Fleiß; keinen Augenblick war er müßig, und sein vorzüglichstes Augenmerk war, durch Verfertigung mechanischer Sachen sich einst seinen Unterhalt zu erwerben.

Die Mutter hatte volle Ursache mit ihren Söhnen zufrieden zu seyn; beide wetteiferten, ihr stets Beweise der zärtlichsten Liebe zu geben. Aber der Mangel, der manchen Tag in Hele-

nen's Haushaltung herrschte, gab ihr dennoch Anlaß zu Kummer und Sorgen.

Einst saß die Familie beim ärmlichen Mittagsmahle und Helena sagte mit einem kummervollen Blicke auf die Knaben: „Ach! wenn nur der reiche Onkel aus Ostindien käme; vielleicht würde die Lage der Söhne seines Bruders ihn zur thätigen Hülfe bewegen.“

Die Knaben erkundigten sich näher nach dem lieben Onkel und die Mutter erzählte: „Euer verstorbener Vater hat oft von dem bedeutenden Vermögenszustande seines Bruders gesagt. Leider waren aber beide Brüder eine Reihe von Jahren in keinem harmonischen Verhältnisse.“ Unter Vergießung heißer Thränen setzte sie hinzu: „Alles fing jedoch an sich besser zu gestalten; der Onkel schrieb an euern Vater, daß er Willens sey, seine großen Besitzungen in Sumatra zu verkaufen und mit seinem bedeutenden Vermögen in seine Vaterstadt zu kommen. Euer Vater und ich, wir überließen uns frohen Aussichten, aber der schnelle Tod eures Vaters zerstörte wieder einen guten Theil meiner schönen Hoffnungen.“ „Nun,“ meinten die Knaben,

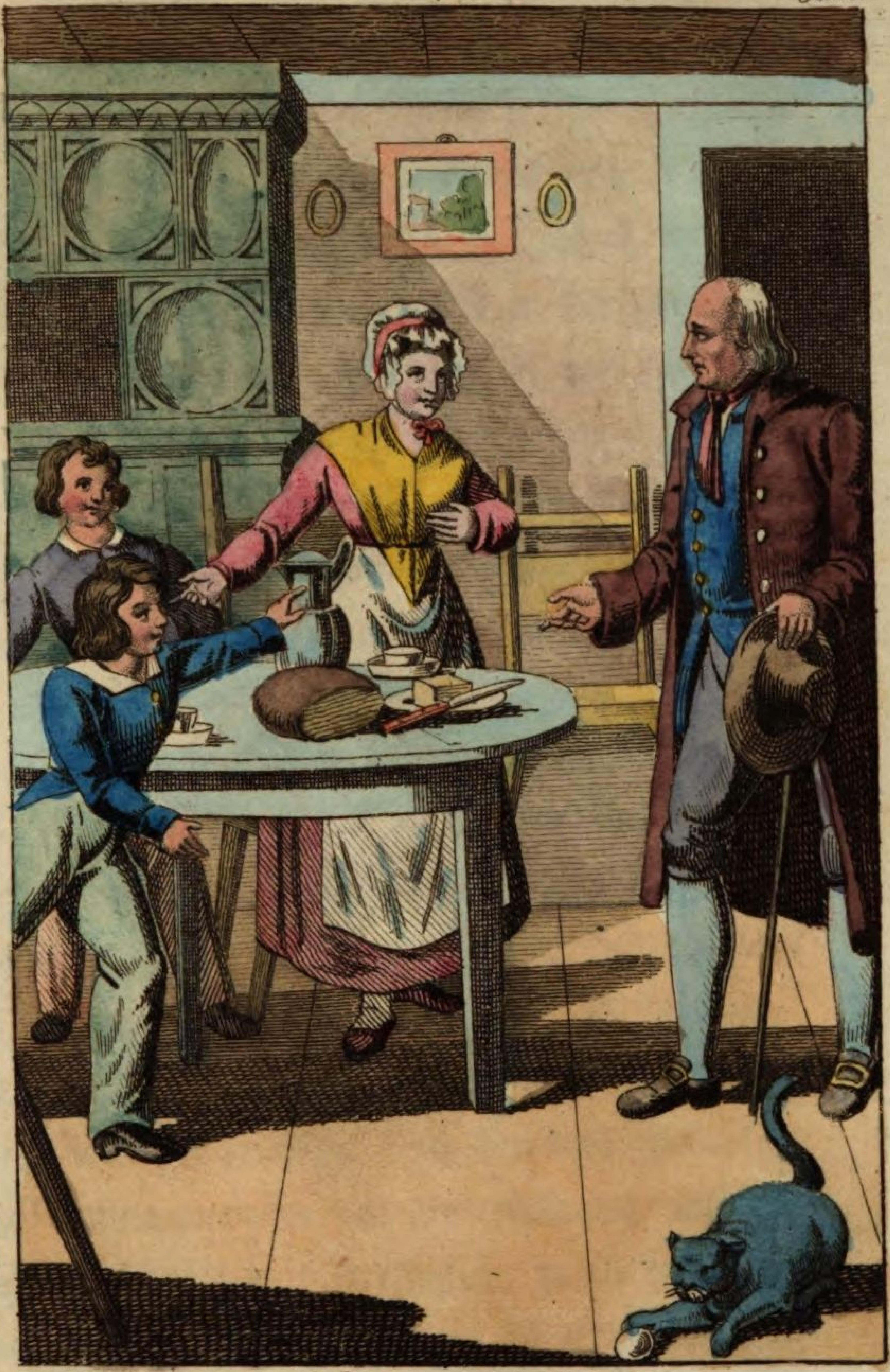
„vielleicht kommt dieser Mann doch noch. Wir wollen,“ setzten sie hinzu, „uns schon recht freundlich gegen ihn betragen und ihn einmal um's andere theuerster Herr Onkel nennen.“ Die Mutter mußte lächeln über diese kindlichen Aeusserungen, sagte aber mit neuer Betrübniß: „Ja, wenn eures Vaters Schwester dort am Marktplatze nicht so aufgebracht über mich wäre. Diese schlimme Frau wird, wenn auch der Onkel noch kommen sollte, Alles aufbieten, ihn an sich zu ziehen, und zu machen, daß er entfernt von uns bleibe.“

„Aber warum,“ fragte Richard, „sind wir mit der Tante in solch' üblem Verhältnisse?“ „Weil,“ antwortete die Mutter, „dein Vater mich wider ihren Willen zum Weibe genommen hat. Die stolze Kaufmannsfrau schämte sich meiner, weil ich von armen Aeltern abstamme. Nach der Zeit habe ich ihr bei verschiedenen Vorfällen tüchtig die Meinung gesagt; aber diese Auftritte fachten stets die Zwietracht zwischen uns noch mehr an. Jetzt sind wir arm, und es ist gar nicht daran zu denken, mit ihr in ein gutes Verhältniß zu kommen, weil sie glaubt,

sie müsse uns unterstützen, was sich mit ihrer Denkungsweise nicht verträgt.“ „Schon oft,“ sagte William, „hätte ich und Richard mit den Kindern der Tante ein freundschaftliches Betragen begonnen; aber stets wurden unsere Absichten vereitelt. Erst vor einigen Tagen sprachen wir mit der kleinen Lotte einige freundliche Worte. In dem Augenblicke kam aber ihre ältere Schwester Rieka ganz aufgebracht herbei. Sie zerrte die Kleine hinweg, mit den Worten: Du weißt doch, daß die Mama verboten hat, mit den Schifferbuben zu sprechen. Dabei sah sie uns so höhnisch an, daß ich und Richard Mühe hatten, an uns zu halten, und ihr nicht die gehörige Antwort darauf zu sagen.“ Seufzend sagte die Mutter: „So war es immer, und dieß Verhältniß wird leider zwischen uns herrschend bleiben.“

Einige Tage nach dieser Unterredung kam Richard eilig nach Hause und sagte zur Mutter: „Vorhin stand ich auf der langen Brücke, da kam Tantchen Rieka herbei gerannt. Ein Mädchen in ihrem Alter wollte einige Worte mit ihr sprechen, aber sie sagte eilig: Ich kann

N.º 19.



mich nicht aufhalten, es ist ein Gast bei uns angekommen. Wer ist dieser? fragte jene, und Rieka sagte, indem sie schnell weiter ging: Der Onkel aus Ostindien!" — „Ha," sagte die Mutter, „also dorthin hat er sich zuerst gewendet!" Eben trat William in das Zimmer, und brachte die nämliche Nachricht. „O ihr armen Knaben! nun wird euch die Erscheinung des Onkels wenig Nutzen bringen."

Am andern Morgen, als die Familie eben bei ihrem kleinen Frühstück saß, trat ein schon etwas alternder Mann herein. Sein Aussehen war ziemlich kränklich; er wandte sich sogleich zu Helenen und kündigte sich ihr als einen Unglücklichen an. „Ich habe," fuhr er fort, „mein sehr bedeutendes Vermögen einem Schiffe anvertraut — es ist gescheitert und nichts als das Leben habe ich gerettet. Ich bin nun genöthigt, meine Anverwandten um Unterstützung anzuflehen; wenn diese mich verstoßen, so ist der Hungertod mir gewiß." „Mein Gott!" rief Helena, „wer sind Sie? Ich habe eine Ahnung!" — „Sie wird nicht täuschen!" sagte der Mann, und indem er ihr in's Auge sah,

das fragend auf ihn sich heftete, fuhr er fort: „Der Unglückliche ist der Onkel aus Ostindien.“

Staunend rief die Mutter mit ihren Söhnen: „Ist das gewiß?“ Er antwortete: „Leider ist es so, wie ich gesagt habe. Ich weiß selbst nicht, welch' ein feindseliger Genius mich bewog, Sumatra über Hals und Kopf zu verlassen. Mit unverzeihlichem Leichtsinn vertraute ich dem Schiffe Achilles meine ganze Habe an. Es ist zertrümmert und mit ihm auch mein ganzes Erdenglück.“

„Das Schiff Achilles“ — sagte Helena, „ja das weiß ich, daß dieß schon seit einigen Tagen im Abgrund liegt. Heiliger Gott, welch' ein Mißgeschick! Aber lieber Schwager, was denken Sie nun anzufangen?“ Seufzend antwortete er: „Ich habe einem alten Handlungsfreund in Lübeck Nachricht von meiner Ankunft gegeben. Ich bin zu krank, zu schwächlich, um selbst zu ihm zu reisen. Wenn ich nur so lang, bis mir seine Antwort wird, bei irgend Jemand bleiben könnte.“ „Nun,“ sagte Helena, „Ihre Schwester am Marktplatz — sie besitzt ja eines der

größten Häuser hier; sie wird doch dem Bruder gern ein paar Zimmer einräumen?" „Die Elende" rief mit funkelnden Augen der Onkel, „wies mir die Thüre, als sie sich überzeugt hatte, daß ich Alles verloren habe. Sie gestand offenherzig, daß sie sich schäme, einen Lump zum Bruder zu haben, und gab mir den schwesterlichen Rath, wieder dahin zurück zu kehren, wo ich hergekommen sey. Mit bitterm Gefühl trennte ich mich von ihr. Jetzt fiel mir ein, daß ich auch hier noch Freunde besäße — ich eilte her; und mein Anliegen — das ist Ihnen, liebe Frau, nun bekannt."

„Es ist meine Pflicht," sagte Helena, „Ihnen nach Kräften beizustehen, und ich thue es, beim Himmel! sehr gern. Nehmen sie Theil an unsern Zimmern und genießen Sie mit uns, was Gott bescheert. Ein kleines, reinliches Lager wird sich auch finden. Vielleicht hilft Ihnen der Freund in Lübeck dann besser."

Der Onkel schüttelte ungläubig das Haupt und meinte, diese Art Freunde schienen ausgestorben zu seyn. Aber dankend nahm er Helenen's Anerbieten an und schon am ersten Abend

ward er heimisch in dem kleinen Familienzirkel, der ihn umgab.

Kaum waren ein paar Tage verflossen, da sagten öfters die Knaben: „Mutter! den Onkel lassen wir von uns nicht mehr fort. Das ist ein Mann nach unserm Sinne; wir lernen spielend von ihm eine Menge nützlicher Sachen.“

Nach Verfluß von einigen Tagen trat der Onkel mit trüber Miene in das Zimmer. „Ein Brief von Lübeck ist angelangt,“ sagte er, und mit bitterm Lächeln setzte er hinzu: „Mein Freund gibt guten Rath, aber kein Geld! Ich soll mich nach Hamburg wenden, er will mir einige Empfehlungsschreiben mitgeben, und er hofft, daß ich in irgend einem Handlungshause Unterkunft finden werde. Wir müssen uns trennen, ihr Guten! Sie, beste Schwägerin, müssen große Aufopferungen machen, um nur die Ihrigen nothdürftig zu erhalten. Ein Mann, der nichts wieder ersetzen kann, taugt nicht in Ihren Zirkel. Ich trete heute noch aus, und der Himmel mag für Brod oder für ein Grab für mich sorgen.“

Die Mutter und ihre Söhne baten den

Onkel dringend, nicht auf's Gerадewohl fortzugehen, sondern noch länger unter ihrem Dache zu bleiben. Herzlich setzte Helena hinzu: „Ich nähe Nachts ein paar Stündchen länger und mit leichter Mühe sollen fortwährend Ihre kleinen Bedürfnisse herbeigeschafft werden. Verschmähen Sie die Anerbietungen treuer Freundschaft nicht!" Vereint riefen die Knaben: „Wir werden alle Tage größer; nicht lang mehr wird es anstehen, so können auch wir Geld verdienen, und gern wollen wir stets einen Theil davon dem guten Onkel widmen."

„Das wolltet ihr?" rief mit großer Heftigkeit der Onkel, indem er die zwei Knaben tiefbewegt in die Arme schloß. Er reichte jetzt Helenen die Hand und fuhr fort: „O ihr edlen Seelen, ihr seyd rein und lauter in der schweren Prüfung bestanden. Vernehmt denn: Auf dem gescheiterten Schiffe war nur ein kleiner Theil meines Vermögens befindlich; der größte Theil meiner reichen Schätze befand sich auf dem Schiffe Orion, und dieß ist vorige Woche wohlbehalten in Hamburg angekommen. Ich bin noch immer ein reicher Mann

und kann mit Ehren als ein ostindischer Onkel auftreten."

Man kann denken, daß diese Erklärung keine geringe Sensation in der kleinen Familie erregte. Glückwünschend sagte Helena einige Worte. Der Onkel nahm wieder das Wort und sagte: „In ein paar Tagen erwarte ich Sendungen von Gold und Silber, Edelsteinen und Perlen." Mit zärtlichem Ausdruck nahm er nochmals Helenens Hand und rief mit nassen Blicken: „Theure Schwägerin, nun ist die Reihe an mir zu bitten: Verschmähen Sie die Gaben treuer Freundschaft nicht! Ueberlassen Sie mir von nun an, Ihre ökonomischen Verhältnisse zu ordnen. Euch, lieben Knaben, muß ich sagen, daß der Onkel künftig als Vater für euch sorgen wird. Beim Himmel! eure edle Denkungsart gegen mich soll euch reiche Zinsen tragen."

20.

Der gute Hirtenknabe.

Ein sehr reicher Mann, der zu seinem Vergnügen manche kleine Lustreise unternahm, besuchte einst an einem schönen Morgen eine der lieblichsten Landschaften am Rheine. Er traf unter einem alten Lindenbaume einen Hirtenknaben lesend an. Sein Vieh weidete auf dem üppigen Grasplatze, der sich ringsum ausbreitete. Der Reisende trat in die Nähe des Knabens und fragte ihn, was er da lese? Der Knabe, der, wie es schien, höchstens dreizehn Jahre alt seyn konnte, sah den Fragenden mit jener offenen Miene an, die Zuneigung fordert und gewinnt.

Der Mann wiederholte im sanften Tone seine Frage und der Knabe antwortete freundlich: „Es ist eine biblische Geschichte; dieß gute Buch führe ich immer bei mir. Da habe ich eben vom Hirtenknaben David gelesen. Seine

Begebenheiten erregen stets in meinem Gemüthe fromme Gedanken und Vorsätze. Besonders gefällt mir wohl, daß David so gar schön die Herrlichkeit der Werke Gottes zu preisen versteht."

Der Reisende fragte nach den Aeltern des Knabens und erfuhr, daß er eine Waise sey. Im Laufe der fernern Unterredung rühmte der Knabe vorzüglich den wackern Pfarrer in seinem Dörfchen. „Er hat," sagte er, „den guten Samen tugendhafter Entschlüsse in mein Herz gestreut. Er hat mich gelehrt, daß ich auch in meinem kleinen Amte Schaden verhüten und Gutes thun könne, und daß so eine Handlungsweise der Gottheit wohlgefällig sey."

„Recht gut!" sagte der Reisende. „Also beweisest du deinen Dank für die Wohlthaten des Himmels durch Gehorsam?" „Ja," so nahm der Knabe das Wort, „das thue ich. Da gehe ich oft hin an den Bach und reinige die jungen Satzweiden von den Wasserzweigen und trete diejenigen fest, die locker stehen. Ich schneide Zweige und bessere schadhafte Zäune damit aus. Ich binde junge Bäume an ihre Pfähle fest,

bessere manche verdorbene Stelle eines Weges aus und freue mich herzlich, wenn die Fußgänger nun bequem darauf wandeln können. Auch ist es eine meiner liebsten Beschäftigungen, für die Armen des Dorfes heilsame Kräuter zu sammeln. Das sind wohl nur kleine Dinge, aber mein Herr Pfarrer sagt: Sie gehören zum Ganzen und der Lohn dafür bleibt niemals aus.“ „Nein, wahrlich,“ sagte der Reisende, „dieser bleibt nicht aus!“ Er trennte sich jetzt von ihm, und indem er ihm freundlich die Hand reichte, rief er: „Du sollst in Zukunft mehr von mir hören. Jetzt lebe wohl und bleibe noch ferner ein guter Hirt.“ „Das will ich!“ sagte lächelnd der Knabe, „will mit Sorgfalt stets darauf sehen, daß mein liebes Vieh Niemand Schaden bringt, noch selbst Schaden leidet!“

„Adje, du wackrer Knabe!“ rief nochmals der Fremde und war bald darauf hinter dem Gebüsche verschwunden. Der Hirtenknabe sah ihm freundlich nach und sagte treuherzig für sich: „Ein lieber Mann das; er sprach so gü-

tig mit mir, als wenn ich auch so einen feinen Ueberrock angehabt hätte, wie er."

Nach Verfluß einiger Wochen kam ein Schreiben an den Pfarrer im Dorfe. Es enthielt die Anweisung, daß er die Rolle Dukaten, die dem Schreiben beigelegt sey, zweckmäßig für den braven Hirtenknaben anwenden und ihm nützliche Bücher, Kleidungsstücke u. dgl. schaffen solle. Auch solle er ihm sagen, daß der Reisende, der jüngst mit ihm gesprochen habe, einer der größten Gutsbesitzer im Baden'schen sey. Würde der Hirtenknabe sich entschließen, zu ihm zu kommen; so sollte er bei einer großen Schäferei angestellt werden und ein gutes Auskommen haben.

Der Pfarrer selbst redete dem Hirtenknaben zu, das angebotene Glück nicht zu verscherzen und in die Dienste des edlen Landeigenthümers zu treten. Er that es. Bald schrieb er seinem Herrn Pfarrer, daß er vollkommen glücklich sey und die schönste Aussicht für die Zukunft habe.

21.

Das unrichtige Sprüchwort.

Georg und Konrad waren Brüder und kamen öfters über geringe Dinge in den heftigsten Streit. Eines Tages hatten sie wieder einen sehr ernsthaften Auftritt; vom Schimpfen kam es zu Schlägen. Da trat der Vater in das Zimmer und mit ernstlichen Worten trennte er die aufgebrachten Knaben. Er fragte nach der Ursache des Streites; sie war äußerst unbedeutend. „Aber," fuhr er fort, „warum ist keiner von euch so verständig gewesen und hat mit kluger Nachgiebigkeit den ärgerlichen Streit sogleich zu verhindern gesucht?" Beide Knaben vertheidigten sich; jeder wollte Recht haben, jeder berief sich auf das Sprüchwort: Wie es in den Wald hallt, so schallt es auch wieder heraus. Wie du mir, so ich dir. „Das," sprach der Vater, „ist eine sehr schlechte Vertheidigung. Es gibt Sprüchwör-

ter, die allerdings sehr richtig sind und die man im Leben stets benützen kann, als: Bete und arbeite. Ehrlich währt am Längsten. Das Werk lobt den Meister. Aber, Kinder, manche werden auch ziemlich gemißbrancht. Ihr habt dieß so eben bewiesen. Zugegeben, daß ihr im Walde die Stimme wiederhallen hört, die man hinein ruft, sie mag nun fein oder rauh seyn; so dürft ihr dieß doch nicht auf eure Zänkereien anwenden und Mißhandlungen werden vollends gar nicht damit entschuldigt. Ich kenne ganz andre Regeln: Es ist fein, wenn Brüder einig leben. Vergilt nicht Böses mit Bösem. So ist es wohl klug, wenn man nach dem Sprüchwort „was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß" sich nicht unberufen in fremde Händel mischt; aber ist es recht, wenn man sich niemals um einen Unglücklichen bekümmert, um sich nur keine Sorge zu machen? So sagen viele Menschen, wenn sie ungerecht und lieblos gegen Andere handeln: Ich bin mir selbst der Nächste. Aber wenn nun Keiner dem Andern einen Gefallen oder

Dienst erweisen wollte, wobei er Etwas aufopfern müßte, was sollte daraus werden? Darum, Knaben, prüfet die sprüchwörtlichen Redensarten, welche so oft zur Beschönigung liebloser Handlungen gebraucht werden, und führt sie nur nach dem Sinne im Munde, wie es die Pflichten gegen euch und eure Nebenmenschen erlauben.“ Die Knaben merkten sich diese Lehre. Wenn in der Folge zuweilen Konrad, der ein wenig zänkisch war, mit Georg einen Streit anfangen wollte; so sagte dieser immer: „Ich denke an die Worte des Vaters: Es ist fein, wenn Brüder einig leben.“ Er reichte seinem Bruder die Hand und die geschwisterliche Eintracht wurde durch keinen häßlichen Auftritt mehr gestört.

22.

Erkenne dankbar Gottes Wohlthaten.

Gottfried war stets mißvergnügt. Die Kleidungsstücke, die seine verständigen Aeltern aus gutem, dauerhaften Zeug für ihn verfertigen ließen, waren ihm niemals recht. „Des Nachbars Knabe dort in dem grünen Hause," sagte er dann stets mit unterdrücktem Weinen, „hat eine viel schönere Jacke wie ich und der im blauen Hause wohnt, hat gar Beinkleider von purem Seidenzeug; da sehen die meinigen dagegen garstig aus." Die einfache Kost, die Gottfried zu Hause erhielt, war ihm wieder nicht recht; er erzählte von seinen Kameraden, die bald Gebackenes, bald Gebratenes speisten, und das herrlichste Obst stets in den Taschen hätten. „Ach," sagte er dann immer, „ich bin recht übel daran; andere Kinder haben es viel besser."

Sein Vater verwies ihm ernstlich diese unverständigen Reden. „Du hast," sagte er,

„Kleider, die dich anständig bedecken; du hast eine Kost, die dir gesund ist. Knabe, das sind Wohlthaten Gottes, die du nicht mit sündlichem Leichtsinn geringschätzen darfst. Es könnte eine Zeit kommen, in der du diese Aeußerungen bereuen würdest.“

Leider kam dieser Zeitpunkt für Gottfried sehr schnell herbei. Sein Vater wurde bei einem großen Brande im Orte, wobei er einem nahen Anverwandten hülfreich beistand, von einem Dachziegel so gefährlich am Kopfe verletzt, daß er nach einigen Tagen sterben mußte. Gottfried's Mutter, die schon längst kränkelte, tödtete der Gram in kurzer Zeit. Jetzt kam Gottfried zu einem Vormund und dieser, ein rauher, finstrer Mann, versagte ihm beinahe jedes Vergnügen. „O!“ sagte nun Gottfried öfters mit gerungenen Händen, „wie gut hatte ich es bei meinen Aeltern; sie liebten mich zärtlich und machten mir so manche Freude, die ich, leider, oft nicht achtete.“ Der anhaltende Mißmuth setzte Gottfried in einen kränkelnden Zustand; er ging umher wie ein Träumender und nichts machte ihm mehr Freude.

Einst kam eine Base zu Gottfried's Vormund und der Knabe erhielt von ihr einige delikate Näschereien; aber Gottfried hatte keinen Appetit und weinend sagte er: „O hätte ich meine vorige Gesundheit wieder, nie wollte ich mehr nach Leckereien verlangen. O wie recht hatte mein seliger Vater, der oft sagte: Gesundheit des Körpers und der Seele, gutes Brod und Wasser — das sind köstliche Gottesgaben, die der Vernünftige schätzt und ehrt."

23.

Der schläfrige Andreas.

So bald der Abend erschien und Andreas von der Gasse herauf in seine Stube kam, legte er sich sogleich auf ein paar Stühle oder auf eine Bank und schlief darauf fest ein. Oft mußte man den neunjährigen Knaben wie ein zwei- und dreijähriges Kind auskleiden und mühsam zu Bette bringen. Einst kam noch spät

ein Anverwandter zu Andreas Mutter und sah die verkehrte Handlungsweise mit dem Knaben. Mit nachdrücklichen Worten suchte er ihn zu ermuntern und sagte belehrend, daß der Faule keinen Werth im Leben habe. Gähnend sprach der Knabe: „Ich werde halt schläfrig, sobald ich in die Stube komme.“ „Dumme Angewöhnung!“ erwiederte der Vetter. „Suche dich munter zu erhalten, bis die Zeit zum Schlafengehen da ist. Nimm bald Dieß und Jenes vor, lese, schreibe, rechne. Will der Schlaf dich übermannen, so gehe lieber in der Stube auf und ab, als daß du dich auf die faule Seite wirfst. Willst du auch werden wie der Sohn meines Nachbars? Dieser schlief manchen Morgen so lang, daß nicht selten die Schule versäumt wurde. Aber was brachte ihm diese Gutthat für Nutzen? — Als die Jahre herbei kamen, wo er ein Handwerk lernen sollte; da konnte der faule Junge überall nicht gehörig arbeiten. Er kam zu verschiedenen Meistern, aber keiner behielt ihn lang und jetzt liegt der träge Junge wieder zu Hause

bei seinen schwachen Aeltern auf der warmen Ofenbank."

So sagte der Vetter, nahm Hut und Stock und empfahl sich. Andreas war ganz munter geworden. Seine Mutter setzte zu des Vetters Ermahnungen auch noch einige gutgemeinte von den ihrigen hinzu.

Zu ihrer Freude merkte sie schon am andern Tage, daß ihr Sohn sich Mühe gab, die Schläfrigkeit kräftig zu überwinden. Es gelang; wie Alles im Leben gelingt, wenn man nur ernstlich will. Nach einiger Zeit kam der Herr Vetter wieder sehr spät zur Frau Base. Dieß schien absichtlich zu geschehen, um Andreas Benehmen zu beobachten. Mit Vergnügen sah er, daß der Knabe ordentlich beschäftigt war. Er machte ihm ein ansehnliches Geschenk und sagte, als er sich entfernte: „Fahre fort fleißig und thätig zu seyn. Der Fleißige wird überall geehrt, so wie überall den Faulen verdiente Verachtung trifft."

24.

Reinlichkeit und Ordnung geziemen den guten Kindern.

Veit war ein Knabe, dem es außerordentlich schwer fiel, eine gewisse Ordnung sich eigen zu machen. So oft er sich früh waschen mußte, geschah es mit verdrießlichen Aeußerungen und wäre es auf ihn angekommen, er würde öfters ungekämmt und unordentlich angezogen in der Schule erschienen seyn. Zum Glück hatte der Knabe einen etwas strengen Vater, der seinem Hang zur Trägheit mit ernstlichen Machtgeboten begegnete. Seine Bücher, die, hätte man ihn handeln lassen, im ganzen Hause zerstreut worden wären, mußten an den gehörigen Ort gelegt seyn; auch durften seine Kleider, wenn er sich schlafen legte, nicht in diese oder jene Ecke geworfen werden, sie mußten auf einem Stuhle am Bette ordentlich beisammen liegen. Oft seufzte Veit, wenn ihn

sein Vater mit Strenge zur Ordnung anhielt: „Ach, mir geht es sehr übel; ich werde geplagt Tag und Nacht!“

Aber endlich wurde ihm die Ordnung zur Gewohnheit und er sah ein, wie glücklich ein ordnungsliebender Mensch sey. Es machte ihm Freude, daß er jetzt seine Bücher und Kleidungsstücke sogar im Finstern finden konnte. Jedermann schätzte nun den reinlichen und ordentlichen Veit.

25.

Nur nicht lügen.

Unter den vielen Fehlern, die man mit Recht der leichtsinnigen Barbara vorwerfen konnte, stand der häßliche Hang zur Lüge oben an. Es kam bald so weit, daß Niemand ihr nur das Geringste mehr glaubte. Dreist konnte sie auch läugnen. Unachtsam, wie sie war, geschah es oft, daß bald ein Topf, bald eine Schüssel durch ihre Schuld zerbrochen wurde. Aber Barbara hatte in solchen Fällen gleich

eine Lüge in Bereitschaft; bald maß sie die Schuld einer Katze, bald der Magd bei. Mit Betrübniß bemerkte die Mutter diese üble Eigenschaft und gab ihr oft ernstliche Verweise; doch Barbara vergaß nach Art leichtsinniger Menschen dergleichen Ermahnungen bald wieder und blieb, wie sie war.

Eines Tages lag der Wasserkrug in der Küche in Scherben. Kurz zuvor hatte Barbara hier etwas besorgt und verschiedene Hausgenossen sagten aus, sie habe den großen Krug zerbrochen. Selbst die Mutter war dieser Meinung. Weinend versicherte Barbara ihre Unschuld. Streng entgegnete die Mutter: „Ich kann dir nicht glauben; schon zu oft hast du mich getäuscht.“ Barbara, so schwer es ihr auch ankam, mußte den Krug von ihrem ersparten Gelde bezahlen.

Nach einiger Zeit kam es an den Tag, daß die Magd den Wasserkrug zerbrochen hatte. Mit großem Geschrei hielt nun Barbara ihrer Unschuld selbst das Lob. Aber die Mutter rief sogleich: „Still, still! Das nimm als eine gerechte Strafe deiner vorigen Vergehun-

gen. An diesem Vorfall kannst du sehen, wie schlimm es ist, wenn uns Niemand mehr glaubt und daß der Lügner oft da leiden muß, wo er auch unschuldig ist."

Barbara versprach, nie wieder eine Unwahrheit zu sagen und hielt Wort.

26.

Nimm nicht, was dir nicht gehört.

Die kleine Margarethe hatte viele Anlage zur Habsucht und benützte jede Gelegenheit, wo sie etwas von andern Kindern erhaschen konnte. Jeden Tag brachte sie Kleinigkeiten mit aus der Schule: Stecknadeln, Stückchen Bleistift und Papier, auch zuweilen Spielsachen. Sie hatte eine besondere Fertigkeit, diese Dinge den Kindern abzuschwatzen. Bisweilen geschah es auch, daß sie Dieses und Jenes den Nächstsitzenden entwendete.

Einst brachte sie wieder einen Vorrath nach Hause. Da fragte ernstlich der Vater:

„Wo hast du diese Dinge her?“ Margarethe gestand die Sache, wie sie war, und daß sie Manches davon schlau entwendet hätte. Sich selbst entschuldigend setzte sie hinzu: „Aber — es sind ja nur Kleinigkeiten!“ Ernst erwiederte der Vater: „Wenn dir Jemand diese Kleinigkeiten nähme, würde es dir gefallen? Kind, Kind, du bist auf einem schlimmen Wege! Die Sucht, Kleinigkeiten zu nehmen, kann dich mit der Zeit dahin bringen, bedeutende Eingriffe in das Eigenthum Andrer zu machen.“

Auf Befehl des Vaters mußte sie Alles den Kindern selbst wieder hintragen. Arg schämte sie sich, als sie da und dort sagen hörte: „Das ist ja eine kleine Diebin!“

Margarethe kam weinend nach Hause und die neuen Ermahnungen ihrer Eltern gaben ihr Anlaß zum weitern Nachdenken. Sie besserte sich und das Eigenthum Andrer wurde von ihr nie mehr in Anspruch genommen.

27.

Naschen ist gefährlich.

Nichts Eßbares konnte Peter sehen, ohne sogleich das Verlangen zu haben, etwas davon zu kosten. Kirschen und Pflaumen, Aepfeln und Birnen trachtete er mit außerordentlicher Begierde nach und war schon einige Male im Garten von den Bäumen herabgestürzt, weil er nach diesen Dingen sich bis auf den Gipfel gewagt hatte.

Einst sah er in der Kammer ein Näpfchen mit weißem Pulver stehen. Seine Naschlust wurde sogleich rege; er tunkte den Finger ein, fand es süß und nahm nun eine stärkere Portion. In dem Augenblick öffnete sich die Thüre, die Mutter trat ein und zu Peter's nicht geringem Schrecken rief sie: „Unglücklicher, was thust du? Jenes Pulver ist das stärkste Gift; ich setzte es auf, in dieser Kammer die Mäuse

zu tödten. Naschhafter Knabe, wie wird es dir gehen!"

Die bestürzte Mutter ließ sogleich einen Arzt holen, dessen zweckmäßige Anstalten Peter retteten. Aber eine lange Nacht hindurch mußte er Schmerzen und Qualen erdulden. Ein Glück war es, daß er nicht das ganze Pulver genossen hatte, sonst wäre er ohne Rettung verloren gewesen.

Doch der Naschsüchtige vergißt leicht die warnenden Vorfälle. Einst ging Peter in einen nahen Wald; da erblickte er schwarze Beeren, welche fast wie Kirschen aussahen. Ob ihm gleich öfters von seinen Aeltern ernstlich verboten worden war, Beeren zu essen, die ihm nicht bekannt wären; so war doch die Naschlust zu überwiegend bei ihm, um dieß Verbot gehörig zu beobachten. Er aß bis zur vollen Sättigung und hatte seine letzte Mahlzeit auf Erden gehalten. Es war die Tollkirsche, die der Unglückliche im Uebermaße genossen hatte. Bald zeigten sich die fürchterlichsten Folgen. Mit Mühe erreichte er das älterliche Haus; denn die Qual in seinem Innern wurde mit

jedem Augenblick heftiger. Alle aufgebotenen Hülfsmittel waren vergeblich; der arme Knabe starb nach Verlauf weniger Stunden.

28.

Der Dienstfertige.

Der kleine Hermann war ein lieber Junge, der, wenn er konnte, Jedem bereitwillig Dienste leistete. Einst sah er einen alten Landmann, dessen Schubkarren in einem Graben stak und den dieser mit aller Mühe nicht heraus bringen konnte. Der kleine Hermann lief, als er die Bedrängniß des Alten sah, eilig herbei und strengte alle seine Kräfte an, den Karren mit heraus bringen zu helfen. Der kluge Knabe merkte bald, daß ihre beiden Kraftanstrengungen nicht hinreichend seyen, den beabsichtigten Zweck zu erreichen. „Wart' er, lieber Mann," rief er nun, „ich will meinen Vater holen, dann soll der Karren die längste Zeit im Graben gesteckt seyn."

Nach wenig' Minuten kam er in Begleitung seines Vaters zurück und der Schubkarren wurde frei gemacht. Der Landmann drückte Hermann's Vater und dessen gutherzigem Knaben die Hand und dankte herzlich für die große Gefälligkeit, die sie ihm Beide erzeigt hatten.

Hermann's Vater fragte noch Einiges den alten Mann und erfuhr so, daß er in der Gegend fremd sey und nicht bestimmt den nächsten Weg zum folgenden Dorfe wüßte. „Lieber Alter," sagte der Vater, „euer Karren ist schwer beladen und scheint euch ziemlich zu drücken; es wäre also gut, wenn ihr bald an den bestimmten Ort kommen könntet." Er wandte sich zu seinem Knaben und fuhr fort: „Hermann, zeige diesem ehrlichen alten Mann den nächsten Weg zum Dorfe dort rechts im Thalgrunde." Freundlich erwiederte der Knabe: „Herzlich gern." Nun ging er so weit mit dem Alten, bis er sich nicht mehr verirren konnte. Als er sich nun von dem Landmann trennte, um wieder zu seinem Vater zurück zu kehren, wollte ihm dieser eine kleine

Belohnung reichen; doch der brave Knabe sagte: „Behalte er sein Geld; ich sehe, es wird ihm sauer, ehe er es verdient.“ Er eilte lächelnd fort und der alte Mann sagte still für sich: „Dieß ist ein lieber, gefälliger Knabe! Gott vergelte ihm seine Menschenliebe.“

29.

Höflichkeit und Bescheidenheit.

Christoph's Betragen war stets unbescheiden. Er grüßte keinen Menschen, er mochte vornehm oder gering, alt oder jung seyn. Grüßte ihn zufällig ein Unbekannter, so that Christoph, als wenn er es nicht gemerkt hätte; denn daß er nach seiner Mütze griff, damit hatte es gute Wege.

Kam Christoph zuweilen zu Anverwandten und diese brachten Obst oder Kuchen herbei; so griff er unverschämt zu und aß, bis er nicht mehr im Stande war, einen Bissen hinunter zu bringen. Ohne sich

zu bedanken, ging er dann fort. Bald nannte man ihn nur den groben Christoph und verschloß vor ihm die Thüren, wenn man ihn kommen sah.

Ein Muster der liebenswürdigsten Höflichkeit war dagegen August. Seinen Hut nahm er vor jedem Nachbar ab. Kam der Lehrer oder sonst eine angesehene Person herbei, so behielt er seinen Hut in der Hand, bis man ihm die Erlaubniß gab, sich zu bedecken. Er dankte freundlich und bescheiden, wenn ein Nachbar aus seinem Gärtchen ihm auch nur eine Birne gab. Höflichkeit und Bescheidenheit machten ihn liebenswerth und in der Folge zu einem sehr glücklichen Manne.

30.

Der Neidische wird niemals froh.

Die kleine Regine war ein neidisches Geschöpf. Nicht selten sahe man sie boshaft weinen, wenn ein anderes Mädchen ein schöneres Band oder Kleid hatte, als sie. Sogar eine Semmel oder ein Apfel konnte, wenn sie diese Dinge in andern Händen, als in den ihrigen erblickte, den Mißmuth in hohem Grade bei ihr aufregen.

Ihre verdorbene Gemüthsart zeigte sich auch auf eine andere Weise. Oefters spritzte sie auf die schönen Bänder und Kleider ihrer Nebenschülerinnen Tinte und andere verderbliche Dinge. Natürlich beklagten sich diese bei ihren Aeltern über die häßliche Regine. Vergebens wurde die Neidische von manchem Nachbar gewarnt — sie trieb ihr Unwesen fort. Endlich kam das garstige Betragen Reginens auch dem Lehrer zu Ohren.

Dieser war ein verständiger Mann. Er ließ Reginen eines Nachmittags zu sich kommen. Er schilderte ihr Betragen mit den schwärzesten Farben und sagte am Schlusse: „Armes Kind, du dauerst mich. Du hast einen Fehler an dir, wodurch du dir selbst am Meisten schadest. Der Neid ist ein abscheuliches Laster und entfernt jedes gute Herz von dem, der ihn hegt. Schon sind dir die meisten Kinder und ein Theil der Aeltern gram und Manche sprechen mit Verachtung von dir. Regine, wie soll dieß in Zukunft werden? — Dein Hang, anderer Kinder Sachen zu verderben, führt dich schnurgerade dem Ziele allgemeiner Verachtung entgegen. Für jetzt mache ich dich auf deinen großen Fehler nur aufmerksam und bitte dich herzlich, künftighin mehr deine Menschenwürde zu bedenken und keinen neuen Frevel mehr zu begehen. Träte der Fall dennoch ein, Regine — ich würde dich dann auch zu strafen wissen. Bessere dich!“

So entließ der Lehrer das Mädchen. Seine Vermahnungen hatten ihr Herz getroffen;

sie dachte ernstlich über ihr Betragen nach und eine gänzliche Umwandlung des Charakters bemerkte man von dem Tage an bei Reginen.

31.

Nur nicht verdrießlich, ist auch die Arbeit schwer.

Viel, sehr viel wollte Paul lernen; aber oft verlor er die Lust, wenn ihm eine Arbeit etwas schwer fiel.

Einst hatte ihm sein Vater eine Seite zum Durchlesen aufgegeben, worauf etliche schwere ausländische Namen vorkamen. Da er damit nicht gleich zurecht kommen konnte, so setzte er sich hin und weinte, und das Buch wurde ganz naß von seinen Thränen. In diesem Augenblick kam Ernst, des Nachbars Sohn, und staunte, seinen kleinen Kameraden so traurig zu finden. Theilnehmend fragte er ihn: „Hast du ein Unglück gehabt, lieber Paul?“ „Nein!“ war dessen Antwort und mit einigem Stot-

tern erzählte er den Verlauf der Sache. „Ei!“ sagte nun Ernst, „Paul, Paul — dein Betragen ist nicht das rechte. Wer wird gleich so muthlos den Kopf hängen? Sieh’ Freund, wenn du das ganze Buch mit Weinen verdirbst und volle acht Tage darauf liegst, dadurch bringst du doch kein schweres Wort heraus. Setze dich her und lies; wo du nicht recht fort kannst, will ich sehen, ob ich dir helfen kann.“

Paul machte den Versuch und er gelang über alle Erwartung. „Siehst du?“ sagte Ernst. „Nur frisch die Arbeit angefangen, auch wenn sie im Anfang uns schwer vorkommt. Muth und Ausdauer, sagt mein Vater, führen stets zum Ziele.“

Paul reichte seinem Freunde dankbar die Hand und sagte mit froher Miene: „O welch’ Glück, daß du gekommen bist! — Von nun an will ich es mir zum Grundsatze machen, bei keiner Arbeit mehr verdrießlich zu werden und wenn selbige auch noch so schwer seyn sollte.“

32.

Sey nicht eitel und stolz.

Hedwig war ein sehr schönes Mädchen und konnte, da ihre Aeltern sehr wohlhabend waren, sich auch in der Kleidung stets auf eine sehr vortheilhafte Art zeigen. Aber leider war sie auf diese Vorzüge ungewöhnlich stolz und beleidigte in der Schule manches arme Mädchen das in so manchem Punkte, ihrer Meinung nach, tief unter ihr stand.

Seit einiger Zeit saß Susanne, die Tochter unbemittelter Aeltern, neben ihr. Diese war ein liebes, gutes Mädchen, welches durch ihr freundliches und dienstfertiges Betragen aller Guten Herzen zu gewinnen wußte. Aber so schöne Kleider, wie Hedwig, hatte sie freilich nicht, mußte ihr auch in Hinsicht der Schönheit weit nachstehen, was für jene Grund genug war, sie geringschätzend zu behandeln. Die Hoffährtige sah manchen Tag die arme

Susanne kaum an. Oft bot sie ihr keinen guten Morgen, sprach kein Wort mit ihr und blickte nur immer mit wohlgefälliger Miene auf ihre eignen schönen Kleider. Susanne fühlte schmerzlich diese Kränkungen und vergoß oft bittre Thränen darüber.

Der Lehrer bemerkte Susannens Betrübniß und fragte eines Tages nach der Ursache. Er wurde sehr unwillig auf die eitle Hedwig und sprach ernst zu ihr: „Dein Betragen ist abscheulich. Hab' ich dich gelehrt, daß Armuth verächtlich ist? Wie gefiele es dir, wenn du arm wärest und die Reicheren dich mit schnödem Hohne behandelten? Danke Gott dafür, daß deine Aeltern wohlhabend sind und zeige dich durch eine gute Aufführung dieser Wohlthaten des Himmels werth. Kleider und Geld machen den Menschen nicht besser, nur der innere Werth erhebt ihn.“

Des Lehrers Vorstellungen blieben nicht fruchtlos. Die eitle Hedwig besserte sich und Susanne hatte von nun an an ihr eine gute, dienstfertige Nachbarin.

33.

Das schwatzhafte Mädchen.

Schwatzhaftigkeit ist eine große Untugend. Wer sie ausübt, wird am Ende gemeiniglich verächtlich und Jeder hütet sich, mit ihm Umgang zu haben.

Diesen häßlichen Fehler besaß auch das kleine Dorchen. Wenn sie Etwas wußte, das ein Anderer geheim halten wollte; so hatte sie nicht eher Ruhe, bis diese Sache alle ihre Bekannten auf das Genaueste wußten. Wie jede Klätscherin — so war auch sie sehr leichtgläubig. Sie glaubte ohne Weiteres alles Böse, was man Diesem und Jenem zur Last legte und fand großes Vergnügen daran, dergleichen Gerüchte auf's Schnellste zu verbreiten. Oft war an der ganzen Sache gar nichts oder sehr wenig wahr. Dorchen that also mit ihrer geläufigen Zunge Manchem großes Un-

recht und verursachte mancher Familie Kummer und unnöthigen Verdruß.

Was war die Folge davon? Das schwatzhafte Dorchen hatte in kurzer Zeit keine einzige wahre Freundin mehr, nirgends duldete man sie und von allen gesellschaftlichen Vereinen wurde sie ausgeschlossen.

Diese Demüthigungen machten Dorchen endlich aufmerksam auf ihren Fehler. Sie beschloß, sich zu bessern. Schwer, sehr schwer hielt es, sich von einer Untugend zu befreien, die so sehr zur Gewohnheit geworden war. Doch das ernstliche Bestreben, besser zu werden, hat immer einen guten Erfolg; dieß empfand auch Dorchen. Ihr ordentliches Betragen verschaffte ihr bald wieder Freundinnen und mit Entzücken fühlte sie, daß das Vertrauen ein herrlich' Ding im Leben sey.

34.

Sey vorsichtig in all' deinem Thun.

Ein muntrer, gesunder und, was vorzüglich zu rühmen war, auch sehr gutartiger Knabe war der kleine Eduard. Immer aufmerksam auf die erhaltenen Befehle und Vorschriften seiner Aeltern und Lehrer, handelte er stets sehr vernünftig und wurde als ein Muster für die andern Knaben aufgestellt. Aber auch er vergaß die Vorsicht und handelte leichtsinnig.

Einst waren einige seiner liebsten Freunde bei ihm und sie unterhielten sich unter Anderm mit Ballschlagen. Eine volle Stunde hatte es gedauert. Eduard, der einer der eifrigsten Spieler gewesen war und sich sehr erhitzt hatte, fühlte außerordentlichen Durst. In der Nähe befand sich ein Brunnen. Ohne zu warten, bis die Erhitzung, in der er sich befand, allmählig vorüber gegangen wäre, trank der Knabe mit vollen Zügen das sehr kalte Wasser des

Brunnens. Jetzt, als er seinen Durst gelöscht hatte, erschrak er heftig. In seinem Innern tönte eine Stimme: Oft haben dich deine guten Aeltern so sorgsam gewarnt, in die Hitze zu trinken und nun thatest du's doch! Schlimme — sehr schlimme Folgen kann dein unbedachtsames Benehmen nach sich ziehen.

In sich gekehrt — unzufrieden mit sich selbst ging Eduard nach Hause. Schon in der Nacht empfand er heftige Kopfschmerzen und eine gewisse Beklemmung der Brust. O hätte er nur jetzt seinen Aeltern Alles gesagt, vielleicht wäre das beginnende Uebel noch im Keime zu ersticken gewesen! Aber falsche Scham hielt ihn davon zurück. Nicht lang stand es an, da stellte sich auch ein Husten ein, der täglich heftiger wurde und gegen den man vergebens die besten Mittel anwendete. Bald kam es so weit, daß Eduard Tag und Nacht keine Ruhe mehr hatte.

Mit Schrecken sahen die Aeltern, daß die Kräfte und die Munterkeit ihres Sohnes zusehens dahin schwanden. Nach Verlauf weniger Wochen glich der sonst so blühende Knabe

einem wandelnden Schatten. Nun gestand der Arzt, daß keine Rettung mehr möglich sey und eine schnelle Art Schwindsucht Eduarden dahin raffen werde.

O wie jammerten Eduard's Aeltern! Sie hatten ihren guten Sohn so herzlich geliebt, sich so schöne Hoffnungen von ihm gemacht, und sahen nun Alles — Alles so dahin welken. Eduard selbst, als er von dem baldigen Sterben immer mehr überzeugt wurde, rang oft die Hände und weinte bittere Thränen über seine Unbesonnenheit. Aber die Reue kam zu spät; er starb. Was hätte aus dem fleißigen und gesitteten Knaben für ein brauchbarer, braver Mann werden können!

Kinder! bedenkt bei all' eurem Handeln, was es für Folgen haben kann und nehmt euch an der Geschichte Eduard's ein Beispiel, wie ein einziger leichtsinniger Schritt die schönsten Erwartungen liebender Aeltern und Lehrer zu zerstören im Stande ist.

35.

Das Baden.

An einem äußerst schwülen Sommertage schlug, nach Endigung der Schulstunden, der muntere 10jährige Christian vor, sich im frischen Bade zu erquicken. Da alle Kameraden über das unbehagliche Gefühl einer zu großen Hitze klagten, so erhielt Christian's Vorschlag Beifall und eilig ging es nun dem eine Viertelstunde entfernten Flusse zu. „Ha! welcher Freude gehen wir entgegen," rief Christian jubelnd, „wie wohl soll uns die Frische des klaren Wassers thun. Ich kann bereits schwimmen; gleich hinein also, wo es am Tiefsten ist."

Man kam an der Badestelle an. Rasch wurden die Kleider abgelegt. Christian war der Erste, der mit einem lauten „Juchhe!" in's Wasser sprang. Es war sein letzter Jubelruf. Er verschwand im ersten Augenblicke. Bald hob er sich wieder etwas empor, aber man sah, daß es ihm ängstliche Anstrengung ko-

ckete; er sank auch sogleich wieder unter. Jetzt eilte Georg, Christian's treuester Gespiele, der gleichfalls etwas schwimmen konnte, rasch in die Tiefe. Der gute Knabe — er dachte nicht daran, daß, wenn man einem in Gefahr Schwebenden Hülfe leisten will, man große Behutsamkeit anwenden muß. Der schon in Todesangst sich befindende Christian packte mit krampfhafter Hand den einen Fuß seines unglücklichen Gespielen und beide mußten auf diese Art in die schauerliche Tiefe. Die andern Knaben erhoben ein Zetergeschrei. Nun kamen Erwachsene herzugelaufen. Einige derselben machten sogleich Anstalt zur Rettung der Versunkenen.

Nach einer Viertelstunde zog man die Verunglückten leblos aus dem Wasser. Christian hielt noch immer Georg's Fuß fest umschlossen mit seinen Händen und man brauchte einige Anstrengung, die Freunde zu trennen. Schnell wurden nun Beide in ein benachbartes Gartenhaus getragen. Dort machte man alle möglichen Versuche zur Wiederbelebung; leider aber war Alles vergebens.

Christian's Unglück kam daher, daß er in's Wasser sprang, als er noch sehr erhitzt war. Jeder, der so handelt, setzt sich offenbarer Lebensgefahr aus. Entweder er bekommt auf der Stelle einen Schlagfluß, oder doch einen heftigen Krampf, der ihn dann zum Schwimmen untüchtig macht. Im ersten Falle ist augenblicklicher und im letztern wahrscheinlicher Tod die Folge.

36.

Unglück durch Scheidewasser und Vitriolöl.

Es war schon öfters der Fall, daß Kinder, und selbst Erwachsene, klare Flüssigkeiten, die aus Scheidewasser oder Vitriolöl bestanden, für Wein, Liqueur u. dgl. hielten; aus Naschhaftigkeit oder Neugierde nahmen sie aus der gefährlichen Bouteille rasch einen herzhaften Schluck und bekamen höllisches Feuer in ihre Eingeweide. Ein paar Beispiele sollen hier zur War-

nung stehen und deutlich zeigen, wie nöthig auch hier die Vorsicht ist.

Rosine war ein 9jähriges Mädchen, als ihre Mutter starb. Die Schwester derselben nahm Rosinen nun in ihr Haus auf, um sie vollends zu erziehen. Der Gatte dieser Frau war ein Goldschmied und bedurfte zu seinem Geschäfte öfters Scheidewasser und Vitriolöl. Als ein wohlhabender Mann hatte er Alles, was seine Hanthierung erforderte, in Menge vorräthig.

Zuweilen präparirte er einen kostbaren Liqueur, den er vorzüglich gern trank. Eines Tages sagte er zu seiner Gattin: „Ich habe einen rothen Liqueur verfertigt — das ist ein Liqueur, der hat ein vorzügliches Feuer! Ich glaube kaum, daß noch Einer in unserm Städtchen so ein Getränk machen kann." Die Frau bezeigte Verlangen, von dem kostbaren Liqueur ein oder ein paar Schlückchen zu nehmen. Der Mann war eben im Begriff auszugehen; er ließ ihr daher den Schlüssel zur Kammer zurück.

Zum Unglück hatte Rosine diese Unterredung gehört und der leise Wunsch regte sich in ihr: Ich möchte doch auch von dem Wasser kosten! Jetzt kam eine Nachbarin, mit der Frau Goldschmiedin Einiges zu sprechen. Letztere entfernte sich mit ihr in's obere Zimmer.

Den Schlüssel zur Liqueur-Kammer hatte sie auf der Bank liegen gelassen. Rosinens Lüsternheit nach einem Schlückchen Liqueur wurde rege. Rasch ergriff sie den Schlüssel, rasch ging es auf die Kammer zu. Das unglückliche Mädchen war noch nie dort gewesen und wußte also auch nicht, daß die Liqueur-Flaschen ihres Herrn in einem Seitenschrank sich befanden, der durch einen Schieber verdeckt war. Scheidewasser, Vitriolöl und ähnliche fressende Säuren standen auf einem Regale umher. Hastig griff Rosine nach der Vitriolöl-Bouteille und rief freudig: „Das ist der kostbare Liqueur; das ist er!“ Sie öffnete und mit furchtbarer Begierde goß sie einen Theil von der tödtlichen Flüssigkeit in den Mund. Wie vom Blitz getroffen sank sie mit einem Schrei der Verzweiflung zu Boden; in dem Augenblick brach

auch die Bouteille und das scharfe Vitriolöl drang der jammervollen Rosine an manchen Theilen des Körpers bis auf die Knochen. Die Goldschmiedin vernahm den Aufruhr in der Kammer; sie eilte mit einigen Leuten herbei und erstarrte vor Schrecken, als sie die unglückliche Rosine, auf's Gräßlichste verletzt, wie einen Wurm auf dem Fußboden sich winden sah. Alles wurde aufgeboten, ihr zu helfen; aber vergebens war alle Mühe. Zwei Tage mußte Rosine fürchterliche Qualen ertragen, bis endlich der Tod denselben ein Ende machte. —

Adolph, ein muntrer Knabe, war von seinem Vater, der eine Amtmannsstelle auf dem Lande bekleidete, auf Besuch zu einem Anverwandten in die nahe große Stadt gesendet worden. Dieser Mann hatte eine Materialhandlung und in seinem Gewölbe befand sich immer auch eine Partie starkes Scheidewasser.

Herr Kampher, der Materialist, hatte einen Sohn, August, der mit Adolph in gleichem Alter stand. Vorzüglich seinetwegen kam dieser zuweilen auf einen freundschaftlichen

Besuch. Die beiden Knaben, voll froher Lebenslust, ergötzten sich dann täglich mit verschiedenen Jugendspielen, und jagten oft, wenn sie nichts Besseres wußten, wie das wilde Heer im ganzen Hause herum. Herr Kampher warnte sie, als sie einst mit Ungestüm in den Laden herein kamen, an diesem Orte behutsam sich zu betragen, indem sonst leicht auf diese Art an den zerbrechlichen Sachen hier Schaden angerichtet und ihr scharfer Inhalt ihnen selbst gefährlich werden könnte. Aber die ausgelassenen Knaben vergaßen schon am folgenden Tage diese Warnung. Schwer mußte vorzüglich der muntre Adolph seine Unvorsichtigkeit büßen. Herr Kampher hatte an diesem Tage ein Geschäft zu besorgen und mußte beim Abschluß desselben sich in ein entferntes Handlungshaus begeben. Der Ladendiener blieb im Gewölbe, um den Verkauf der Sachen zu besorgen. Nicht lang stand es an, als ein Einwohner eine kleine Partie Scheidewasser verlangte. Der Ladendiener nahm eine damit gefüllte Flasche, goß davon die kleine Quantität ab und ließ das gefährliche Gefäß am äußersten Ende der

Tafel stehen, obwohl ihm Herr Kampher schon so oft ernstlich geboten hatte, Flaschen mit dergleichen gefährlichen Substanzen nach dem Gebrauche wieder an ihren Ort zu stellen. Indem wurde mit großem Ungestüm die hintere Thüre des Ladens aufgerissen. Mit lautem Lachen stürzte Adolph herein und schreiend verfolgte ihn August. Erstgenannter hielt in einer Hand ein kleines Büchlein und neckte: „August, du bekommst es nicht!“ Dieser schrie dagegen: „Ich muß es sogleich haben!“ und verfolgte den Gespielen auf das Eifrigste. Adolph kam in die Klemme und wollte schnell um die Ecke der Tafel ausweichen, wohin zum Unglück der Diener die volle Flasche Scheidewasser gestellt hatte. Ein kleiner Ballen Waare, der im Wege lag, machte, daß der Knabe das Gleichgewicht verlor und zu Boden stürzte. Rasch griff in diesem Augenblick August zu und suchte, wiewohl vergebens, den Stürzenden zu erhalten. Seine vermeinte Hülfsleistung hatte die traurigsten Folgen. Heftig stieß er bei der Wendung, die er machte, an das Gefäß voll Scheidewasser. Im nämlichen

Moment lag selbiges zertrümmert auf dem Boden und ein Theil seines gefährlichen Inhalts spritzte Adolphen in's Gesicht. Schreiend erhob er sich; aber ach! der Unglückliche konnte kein Auge öffnen. Händeringend klagte er: „Ich bin blind, o allmächtiger Gott! ich bin blind.“ Der furchtbare Auftritt lockte eine Menge Leute herbei. Man sandte nach dem Prinzipal des Hauses und eben so nach einigen der berühmtesten Aerzte. Die Genannten kamen in kurzer Zeit herbei und die zweckmäßigsten Mittel wurden bei Adolph eiligst angewendet. Der Arme! mehrere Wochen litt er die entsetzlichsten Schmerzen. Die Aerzte mußten alle Vortheile ihrer Kunst aufbieten, um nur das eine Auge zu erhalten; das andere war durch die Menge der hinein gekommenen fressenden Substanz auf immer verdorben.

37.

Die Malerkästchen.

Der Kaufmann Müller hatte einen 10jährigen Sohn und eine ungefähr ein Jahr jüngere Tochter — gesunde, blühende Kinder. Jeder, der sie sah, hatte seine herzliche Freude an ihnen. Einst mußte der Vater, nebst vielen andern Sachen, für einen Freund auch eine Partie Malerkästchen besorgen. Müller's Kinder sahen mit verlangenden Blicken auf die schönen Farben und Heinrich, so hieß der Knabe, wagte endlich die Bitte: Der Vater möchte doch, da er bei einem Kameraden schon das Malen gesehen habe, ihm auch so ein nettes Kästchen mit Farben zum Geschenk machen. Müller gewährte seinem Sohne diese Bitte und schon am andern Tage bekam er und seine Schwester Marie jedes ein Malerkästchen. Groß war die Freude der Kinder. Schnell wurden verschiedene Bilderbögen ge-

kauft und lustig alle Gegenstände darauf mit schicklichen Farben bemalt. Heinrich und Marie waren so unermüdet in ihrer neuen Kunst, daß der Vater bald für frische Malerkästchen sorgen mußte. Er that es gern; denn oft machte es ihm ein heimliches Vergnügen, wenn er sah, daß diese Figur ein wunderschönes, himmelblaues Gewand schmückte und die andre im glänzenden Apfelgrün da stand.

Ein paar Monate waren in diesen, wie es schien, unschuldigen Beschäftigungen vergangen, als ein Uebelbefinden öfters die beiden Kinder befiel, das an manchem Tage, besonders bei Heinrichen, einen bedenklichen Charakter annahm. Die besorgten Aeltern sandten zu einem geschickten Arzte. Pünktlich nahmen die Kinder Pulver und Pillen, die derselbe verordnete, da sie die tröstliche Versicherung hatten, daß solche in kurzer Zeit das Uebel heben würden.

Eines Tages kam der Arzt gerade in den Augenblicken, als Heinrich einen Theil der preußischen Armee neu kleidete. Der Arzt hatte gerade einige Muße; er setzte sich neben

den kleinen Maler und ermunterte ihn, in der angefangenen Arbeit frisch fortzufahren. Bald wurde er gewahr, daß Heinrich beim Malen stets den Pinsel in den Mund nahm, die Farben aussog, auch wohl zuweilen eine und die andre von den Fingern leckte. Er betrachtete nun auch die Malerfarben genauer und schüttelte bedenklich mit dem Kopfe. Eben trat Herr Müller in das Gemach. Der Doktor rief ihm sogleich entgegen: „Nun ist die wahre Ursache vom Uebelbefinden Ihrer Kinder gefunden.“ Er tadelte nun sehr die schlimme Gewohnheit, die er so eben an Heinrich bemerkt hatte. „Diese Farben,“ so fuhr der Arzt fort, „sind zum Theil wahre Gifte, vorzüglich Rauschgelb, Grünspan, Bergblau, Braunschweigergrün, Bleiweiß, Mennige, Zinnober, Smalte u. s. w. Wenn nun ein Kind diese Farben ohne sorgfältige Aufsicht gebraucht, z. B. die damit getränkten Pinsel aussaugt, so schadet es wenigstens seiner Gesundheit, wenn es dieselbe nicht gar ruinirt.“

„Da seh' einer einmal,“ sagte Herr Müller, „wie leicht man sich ein Uebel zuziehen kann.

So muß man doch auch bei den unschuldigst scheinenden Dingen vorsichtig seyn."

Eben trat die kleine Marie in das Gemach. Der Vater machte sie mit der neuen Entdeckung bekannt. Beide Kinder wurden nun ermahnt, in Zukunft sich vorsichtig zu benehmen. Sie thaten es und erhielten bald ihre vorige Gesundheit wieder.

33.

Die vergiftete Torte.

Emilie war ein höchst liebenswürdiges Mädchen, geschätzt und geliebt von Jedermann. Außerordentlich zärtlich liebten sie ihre Aeltern und es war ihr höchster Genuß, wenn sie sie mit irgend einer Freude überraschen konnten; keiner der gewöhnlichen Kinder-Festtage ging vorüber, an dem nicht reichliche Geschenke für den kleinen Liebling bereit gewesen wären.

Vorzüglich wurde Emiliens Geburtstag auf eine glänzende Weise gefeiert. Da wurden

viele Freunde und Freundinnen zu einem köstlichen Mahle geladen, die dann größtentheils artige Angebinde für Emilien mitbrachten.

Einst an einem dieser frohen Tage saß Emilie mit den liebsten Gespielinnen und Gespielen froh beisammen und genossen die delikaten Sachen, die der gute Hausherr hatte herbei bringen lassen. August, der Sohn eines in verborgener Dunkelheit lebenden Schriftstellers, sagte: „Das ist ein Tag! solche stehen für mich selten im Kalender.“

Jetzt wurde eine große, schön geformte und reich mit Zucker bestreute Kirschentorte herbei gebracht. Herr Bohnenfreund, so hieß Emiliens Vater, trat zu Emilien und sagte: „Liebe, diese Torte sandte meine Schwester, die, wie du weißt, Krankheit abhält, beim heutigen Feste zu erscheinen. Die Torte soll der Beweis seyn, daß sie deiner liebevoll gedenkt. Und nun, gute Tochter, verzehre mit deiner fröhlichen Tischgesellschaft diese einladende Torte.“

Jubelnd ging es darüber her. Einstimmig versicherten die Kinder, so etwas De-

likates nicht leicht noch gegessen zu haben. Mit verschwenderischer Freundschaft schnitt die Besitzerin in die Torte und vertheilte mit freigebiger Hand davon an ihre kleinen Freunde. Diese dankten freundlich und riefen: „Unsere Emilie ist ein gutes Mädchen; sie theilt redlich mit uns.“ Bald war nur noch ein kleiner Ueberrest von der Torte zu sehen.

Aber nun klagte bald hier, bald dort ein Kind, daß ihm ängstlich und übel würde; nicht lang stand es an, so rief auch Emilie: „Gott, mir vergehen die Sinne!“ Auf diesen Ausruf eilten ihre Aeltern mit mehreren der Freunde an ihre Seite. Todtenblaß, beinahe ohnmächtig, war diese auf einen Sessel gesunken. Lina, ihre nächste Nachbarin, betraf jetzt gleiches Schicksal und Alle, die von der Torte genossen hatten, klagten mehr oder minder über entsetzliche Unbehaglichkeit.

„Daß Alle klagen,“ rief der Hausherr, „das ist mir bedenklich!“ Er untersuchte mit noch einem Gaste die übrig gebliebenen Stücke der Torte. Zu ihrem Schrecken fanden sie sogleich nicht bloß die untere, auf der kupfernen

verzinnten Form liegende Seite fast durchgehends grün gefärbt, sondern auch die unten liegenden Kirschen ganz von einer grünen Farbe, von Grünspan, durchdrungen. Die Verzinnung der Form war durch öftern Gebrauch fast ganz abgeschabt, daher das Kupfer an mehreren Stellen ganz entblößt. Wahrscheinlich war die Form vor dem Backen der Kirschentorte nicht gescheuert und von dem daran haftenden Grünspan gereiniget worden; dieser wurde durch die Säure der Kirschen noch vermehrt und vergiftete so das ganze Backwerk.

Schnell wurde ein in der Nähe wohnender Arzt herbei geholt. Die Mittel, die er verordnete, thaten, weil sie gleich in den ersten Augenblicken des Uebelbefindens gebraucht wurden, sehr gute Wirkung: Die Folgen der Vergiftung wurden glücklich gehoben.

39.

Der heißgierige Esser.

Karl, der 10jährige Sohn eines Seifensieders, büßte mit dem Leben seine Eßgierde. Dieser Knabe konnte es nicht erwarten, bis die Speisen auf den Tisch gestellt wurden und er mit seinen Aeltern und Geschwistern ordentlich essen konnte. Er suchte gemeiniglich in die Nähe der Küche zu kommen und war Niemand zugegen, dann ging es rasch in selbige hinein. Mit einem Löffel, einer Gabel oder mit bloßen Händen holte er dann aus dem Topf, der gerade beim Feuer stand, eine Kartoffel, eine Birne, eine Quantität Kohl oder auch ein Stückchen Fleisch.

Einst hatte er eine gekochte Birne aus der Schüssel genommen und eben, als er sich froh entfernen wollte, hörte er, daß schnelle Tritte sich der Küche näherten. Als Näscher wollte er sich nicht ertappen lassen und die Birne

verbergen, zerschneiden oder zerreißen war auch nicht möglich; er nahm sie also ganz in den Mund und verschluckte sie. Aber diese That bekam ihm sehr übel; die Birne war glühend- heiß, und augenblicklich empfand der unvorsichtige Knabe die schrecklichsten Qualen in seinem Innern.

Schreiend vor Schmerzen sank er am Ausgang der Küche zu Boden und convulsivisch wälzte er sich nun auf selbigem. Seine Aeltern fanden ihn in diesem schrecklichen Zustande und erfuhren aus seinen abgebrochenen Worten die Ursache. Schnell gaben sie ihm nun kaltes Wasser und Milch zu trinken; aber diese und auch noch einige andere Mittel, die man anwendete, waren vergebens. Karl mußte sterben.

Es bleibt immer sehr gefährlich, heißes Obst (wie überhaupt sehr heiße Speisen, heißes Brod, Kuchen) zu essen. Das Obst nimmt beim Sieden einen hohen Grad von Hitze an, den es hernach auch so bald nicht verliert. Der Vernünftige ißt dergleichen Kost erst, wenn sie gehörig abgekühlt ist.

40.
Unglück durch Schießgewehre und Schießpulver.

Ein Forstbeamter kehrte beim Gastwirth Müller im Dorfe G. ein. Der Gutsherr erfuhr dessen Anwesenheit und da er ihm, wegen einiger Vorfälle in seinem Waldrevier, selbst befragen wollte; so ließ er ihn zu sich auf's Schloß entbieten. Der Beamte verfügte sich sogleich dorthin und ließ sein Gewehr in einer Ecke der Wirthsstube stehen.

Der 11 jährige Knabe des Wirths kam gerade aus der Schule. Die Flinte seines Vaters stand öfters in der Stube und der Junge hatte die üble Gewohnheit, mit derselben solche Tempo zu machen, wie er sie beim Exerziren der Soldaten sah. Er erblickte des Försters Gewehr; glaubend, es sey seines Vaters Flinte, griff er rasch darnach. Zum Unglück trat in diesem Augenblicke seine Schwester, ein Mäd-

chen von 9 Jahren in das Zimmer. Der Knabe legte das Gewehr gegen seine Schwester an und rief commandirend: Schlagt an! Gebt Feuer! Mit starkem Krachen ging das Gewehr los und das unglückliche Kind stürzte mit einem Schrei zu Boden. Die Mutter kam mit vielen andern Personen schnell herein und unter lautem Weinen und Klagen suchte die Mutter das Blut zu stillen, das aus der Brust des armen Mädchens floß. Doch vergebens war ihre Mühe; das Kind lebte nur noch einige Augenblicke.

In starrer Verzweiflung stand der unvorsichtige Knabe und hörte mit Fühllosigkeit die Vorwürfe an, die ihm von allen Seiten gemacht wurden. Wohl glaubte er seines Vaters Gewehr in der Hand zu haben, das, wie er wußte, nie von diesem geladen in die Stube gestellt wurde; aber dennoch blieb es unverzeihlich, daß der Knabe den Lauf des Gewehrs gegen seine Schwester richtete. —

In einem fränkischen Dorfe gingen Heinrich und Wilhelm, zwei 12jährige Knaben, mit Schießgewehren in einen Garten, um Vö-

N. 40.

gel zu schießen. In dem benachbarten Garten saß ein Vogel, den sie zu erlegen wünschten. Sie krochen daher, die geladenen Gewehre an sich haltend, durch die Hecke, welche beide Gärten von einander trennte, an einer Stelle, wo die Hecke schadhaft war. Heinrich kroch voran und Wilhelm folgte. Der Erstgenannte war schon in dem Garten, als Letzterer sich noch durch die Hecke arbeitete. Plötzlich ging Wilhelm's Gewehr los und in demselben Augenblick lag Heinrich todt am Boden. Der Hahn war nämlich durch Heckenzweige unwillkührlich gespannt und losgedrückt worden. —

In einem freundlichen Dörfchen, unfern der Stadt Ansbach, lebte ein wackrer Landgeistlicher sehr zufrieden und glücklich. Er hatte ein einziges Töchterchen, Julie mit Namen, das seine Freude, sein Alles war. Am Pfarrhause war ein niedlicher Garten und dort war in der schönen Jahrszeit stets Julchen's liebster Aufenthalt.

Oft waren die Kinder des Amtmanns bei Julchen auf Besuch und zuweilen kamen auch

die von ihres Vaters Bruder, der eine Stelle in der Stadt bekleidete.

Eines Nachmittags mußte der Pfarrer in Amtsangelegenheiten nach einem entfernten Dorfe. Des Amtmanns Kinder wußten dieß; sie kamen bald in Begleitung einiger anderer Kinder zu Julchen. Frohe Spiele wurden nun im Garten begonnen.

Als man nach einiger Zeit auf einem lieblichen Rasenplätzchen ausruhte, erzählte einer der Knaben, er hieß Leopold, von einem Feuerwerk, das er einst in Ansbach hatte abbrennen sehen. „Wenn wir nur etwas Schießpulver da hätten!“ fuhr er fort, „ich wollte hier im Garten niedliche Häufchen davon machen, selbige anzünden und so ein kleines Lustfeuerwerk veranstalten.“ Der Sohn des Amtmanns erwiederte: „Ich habe zu Hause ein großes Glas voll Schießpulver. Wenn ich gewiß wüßte, daß du schöne Figuren damit machen kannst, wollte ich solches wohl herholen.“ „O bringe es!“ rief Leopold. „Ich mache dir damit griechische und chinesische Buchstaben.

Das soll dann eine Lust werden, gegen die all' die vorigen Spiele Nichts sind."

Das Pulver wurde herbei gebracht und der kleine Feuerwerker bot seine ganze Kunst auf, sein Publikum zu lauten Ausrufen der Bewunderung zu zwingen.

Er kam jetzt auf den Gedanken, eine Art indischer Schwärmer zu verfertigen und der ganze noch übrige Vorrath des Pulvers wurde zu diesem Zwecke verwendet. Mit Verlangen sahen die Kinder dem Anzünden des letzten Kunststücks entgegen. Es erfolgte; aber ach! der Schwärmer flog nach der Pfarrerstochter zu und Julchen's schönes Gesicht wurde von dem häßlichen Zündstoff auf eine jämmerliche Art zugerichtet.

Verzweifelnd rang Julchen's Vater die Hände, als er am Abende nach Hause kam und seine theure Tochter in dem leidensvollen Zustand antraf. Julchen's Leben wurde gerettet, aber ihre Schönheit war für immer dahin. Einen Theil von ihrem lieblich geformten Munde nahm das Messer des Wundarztes

hinweg, um den Brand aufzuhalten, der schon sehr gefährlich sich zeigte.

41.
Das Schlittschuhlaufen.

Die Sonne spiegelte sich schön auf dem blanken Eise eines großen Weihers und mehrere am Ufer stehende Knaben warfen Steine auf die glatte Fläche. Klingend flogen diese Steine weit auf dem Eise hin; nur einige schwere zerdrückten das Eis und versanken in die Löcher, die sie selbst gemacht hatten. „Das Eis ist dick und fest genug zum Schlittschuhlaufen!“ riefen einstimmig mehrere Knaben. Mit lautem Jubel ging es nach Hauß und in wenigen Minuten waren die meisten mit Schlittschuhen zurück. Das Anschnallen derselben war fast das Werk eines Augenblicks. Dahin flogen gleich darauf sechs bis acht der geübtesten Schlittschuhläufer. Aber das Eis bog sich noch unter ihren Füßen und überall hinter ihnen her entstanden Risse. Die Wagehälse achteten dieß nicht. Einige Kna-

ben waren indessen am Ufer zurückgeblieben; diese und mehrere Erwachsene, die beim Anblick der Gefahr ein Schauder überfiel, riefen ängstlich den Knaben auf dem Eise zu, an das Ufer zurückzukehren. Aber alle Bitten halfen nichts. „Nur immer hinter mir her!“ rief Wilhelm, der Keckste unter ihnen. Aber auf einmal krachte es unter seinen Füßen und er stürzte mit einem ihm zunächst folgenden Knaben in's Wasser. Die übrigen Knaben kehrten schreiend an's Ufer zurück. Einige Versuche der Verunglückten, sich zu helfen, waren eben so ohne Erfolg, als die Bemühungen der am Ufer Stehenden, mit Stangen und ähnlichen Werkzeugen Hülfe zu leisten. Beide Knaben ertranken.

Wer sich in Gefahr begibt, der kommt darinnen um.

42.

Das Klettern.

Fritz, ein leichtsinniger Knabe, hatte die üble Gewohnheit, auf den Fächern eines schweren Bücherschranks immer höher hinauf zu steigen

und oben manchmal Sachen zu suchen und herunter zu holen. Der Schrank war ziemlich hoch, hatte eine geringe Tiefe und stand daher nicht recht fest. Als Fritz einst das eben genannte Experiment wiederholen wollte, da bewirkte er nach vorne zu ein Uebergewicht, der Schrank stürzte um, schlug ihn darnieder und zerdrückte ihn so, daß man an seinem Aufkommen zweifelte. Unter vielen Schmerzen mußte er mehrere Monate lang das Bette hüten, ehe seine Gesundheit nur einigermaßen wieder hergestellt war. Und wer weiß, ob sie nicht so gelitten hat, daß der unbesonnene Knabe zeitlebens kränklich bleibt. —

Julius, der Sohn eines Handelsmannes, besuchte einst mit einem Schulkameraden während der Ferien dessen Aeltern, die ein Pachtgut auf dem Lande besaßen. Ungefähr eine kleine Stunde von dem Orte war eine waldige Anhöhe und seitwärts erhob sich eine Gruppe sehr steiler Felsen. An einem schönen Nachmittage verlangte Julius von seinem Kameraden, daß er mit ihm die Felsen besuchen solle. Dieser willigte ein, lud zu dem Spaziergange

noch einige Nachbarsknaben und mit froher Eile ging es den Felsen zu. Man kam dort an und kletterte weidlich herum. Julius zeichnete sich stets auf eine verwegene Art aus; lachend bestieg er die gefährlichsten Felsenriffe, und mehr als einmal warnte ihn der Pächterssohn, sich doch nicht so sehr der Gefahr auszusetzen. Das herrliche Schauspiel des nahen Sonnenuntergangs wollten die Knaben auf einem der höchsten Felsen mit ansehen. Als sie oben waren, da rief Julius: „Ha, da links zeigt sich am Felsen noch ein artiger Vorsprung; da will ich mir meinen Sitz wählen, dort muß sich die Landschaft herrlich ausnehmen."

Ohne auf die Vorstellungen der Andern zu hören, kletterte Julius dem bezeichneten Sitze entgegen. Der Unglückliche! er glitt auf einer schlüpfrigen Stelle aus, konnte sich nicht mehr erhalten, und stürzte in eine grause Tiefe.

Händeringend standen bald darauf seine Kameraden vor seinem Leichnam und sahen mit Schrecken die traurigen Folgen der Tollkühnheit.

43.

Der scharfe Hieb.

In einer kleinen Landstadt ereignete sich jüngst folgender Vorfall:

Der 11jährige Sohn einer Wittwe sollte von einem Metzger Fleisch holen. Ein ausgewähltes Stück war noch zu schwer, daher legte es der Metzger auf den Hackeklotz, um noch ein Stück davon abzuhauen. In dem Augenblicke, wo er das Beil aufhob, bewegte der unbesonnene Knabe seine Hand nach dem Fleische hin, um dem Metzger eine Stelle zu zeigen, die er hinweg hauen möchte; wie er aber die Hand hinwegziehen wollte, traf auch schon der Schlag des Beiles das Fleisch und damit auch die Finger des unglücklichen Knabens, wovon vier in einem Nu hinweggehauen waren. Das Geschrei des Armen und den Jammer seiner Mutter kann man sich leicht denken.

44.

Das Abladen.

Wo schwere Lasten auf- und abgeladen werden, wo man solche Lasten wiegt, in die Keller hinunter läßt, oder auf Böden empor hebt; da muß man in der Nähe immer vorsichtig seyn, um einem Unglück vorzubeugen.

Die Last entwischt zuweilen den Händen der Arbeiter oder den Haken, Seilen und Ketten, und beschädiget oder tödtet dann Diejenigen, welche ihr nahe stehen und wen sie erreicht.

So ging vor Kurzem ein 10jähriger Knabe mit seinem Schwesterchen, einem Kinde von 4 Jahren, an einem Gasthofe vorüber, wo eben einige der größten und schwersten Fässer aufgeladen wurden. Die Leute, mit ihrer Arbeit zu sehr beschäftigt, gaben auf die Kinder nicht Acht und der unbedachtsame Knabe trat mit dem kleinen Mädchen immer näher. Plötzlich riß ein Seil, das zum Aufziehen des einen Fasses bestimmt war. Mit großer Schnelle rollte dieß nun von seinem Platze weg und, o Schrecken! berührte in seinem Laufe die armen Kinder. Der unvorsichtige Knabe mußte es schwer büßen, so nahe einer gefährlichen Stelle

gegangen zu seyn. Schreiend lag er am Boden; das rollende Faß hatte ihn schwer verletzt. Ach! und das arme kleine Mädchen lag ganz zerquetscht neben ihm.

Furchtbar war das Gefühl der Aeltern, als man ihre geliebten Kinder bald darauf in diesem traurigen Zustande vor ihre Augen brachte. Der Knabe wurde wohl wieder geheilt, behielt aber einen hinkenden Fuß für immer und dabei das quälende Bewußtseyn, die Ursache des schrecklichen Todes seines Schwesterchens gewesen zu seyn.

45.

Der glückliche Fall.

Die Kinder eines Kutschers tummelten sich vor Kurzem mit mehreren Kameraden auf dem obersten Boden im Heue herum. Sie wußten, wie gefährlich dieß war, hatten auch schon gehört, daß Kinder und Erwachsene durch die Bodenöffnung herabgefallen und durch den Fall zerschmettert worden waren. Da kam Ferdinand, ein 12jähriger Knabe, der Lücke zu nahe; das Heu sank unter ihm und ehe er sich's versah, stürzte er in die Tiefe hinab. Die Kinder erhoben ein entsetzliches Geschrei.

Indessen war Ferdinand auf das unten liegende Heu und Stroh gefallen und mit dem

bloßen Schrecken und einer kurzen Betäubung weggekommen. Nun nehmen sich nicht allein die Kinder des Kutschers, sondern auch alle Nachbarskinder sehr in Acht, wenn sie irgendwo auf einen Heuboden kommen.

46.

Das Anrennen.

Wild laufen die Kinder oft auf den Straßen und beschädigen sich dann nicht selten durch Anrennen an harte Körper, als: Wagendeichseln, Läden, getragne Balken oder Stangen u. s. w. Vorsicht allein schützt vor dergleichen Unglücksfällen.

Es war in der Abenddämmerung, als Ludwig von seinen Aeltern die Erlaubniß erhielt, seinen Gespielen Franz, der ein paar Gassen von ihm entfernt wohnte, besuchen zu dürfen. Wohl sagte Ludwig's Mutter: „Kind, eile nicht zu sehr, es ist schon dunkel außen; wie leicht könntest du fallen oder dich stoßen.“ Der unbedachtsame Knabe vergaß diese Warnung, als er kaum die Hausthüre geschlossen hatte. Als wenn ein Feind ihn verfolge, so rannte er durch die nächste Gasse, bog in die andere und stieß jetzt, als er immer noch im Laufen um die Ecke

eines Gasthofs herum kam, gewaltig an eine Wagendeichsel an. Der Stoß war so heftig, das Ludwig besinnungslos niedersank. Einige Männer waren in der Nähe mit Packen beschäftigt. Diese hörten des Knaben Wimmern, eilten herbei und fanden ihn heftig blutend an der Ecke. Einer von den Männern kannte zum Glück Ludwigen. Sie trugen ihn zu seinen Aeltern.

Schon auf dem Wege bekam er seine Besinnung wieder; aber zu der Aeltern Schrecken hielt das Bluten immer noch an. Sie schickten nach einem Arzte; dieser fand bei der Untersuchung das Nasenbein ganz zerquetscht.

Ludwig mußte eine schmerzhafte Kur ausstehen und noch nach Jahren sah man es seiner Nase an, daß sie mit einer Deichsel in harte Berührung gekommen war.

47.

Das Gedränge.

Wo ein Gedränge ist, da sollten die Kinder stets wegbleiben. Besonders gefährlich ist das Gedränge in einem Hause, in Gängen von Gebäuden, zwischen Thüren, unter gewölbten Thoren u. s. w. Wer da ein Kind

sieht, der sollte sich's zur Pflicht machen, es weg zu bringen.

Befinden sich gar Pferde und Wagen mit in dem Gedränge, so wird die Gefahr um so größer. So wurde vor einiger Zeit in Hamburg der einzige Sohn eines reichen Kaufmanns jämmerlich zerquetscht. Valentin, dieß war sein Name, wollte die Exekution eines zum Tode verurtheilten Missethäters mit ansehen. Seine Aeltern gaben ihn unter die Aufsicht eines ihrer treuesten Dieners und nur aus Leichtsinn kam Valentin in die schlimme Lage, die ihm das Leben kostete. Der Knabe wollte in die Nähe eines Ortes, wo das Gedränge dem Bedienten sehr gefährlich schien. Er ließ es daher nicht zu. Nun wurde Valentin unwillig, nahm einen schicklichen Augenblick wahr und entwischte seinem Aufseher. Der Unglückliche! er kam in einen engen eingeschlossenen Raum, wo das Gedränge bald furchtbar wurde. Valentin suchte Schutz an der Wand eines Hauses. Vor einem herrschaftlichen Wagen wurden die Pferde scheu. Die Bestien rissen Alles vor sich nieder. Sie kamen nun auch in den Raum, wo Valentin schon einige Minuten ängstlich verseufzt hatte. Gefahrdrohend sah er die brausenden Rosse nahen. Ach, er konnte nicht fliehen! Er schrie furchtbar um Hülfe; allein Niemand half. Der Wagen drückte

ihn nun mit Gewalt an eine Mauer; die Pferde zogen wüthend an und der unglückliche Valentin wurde entsetzlich zerdrückt.

48.

Das Ausschlagen der Pferde.

Stehen die Pferde vor einem Wagen still, oder ist ein Pferd irgendwo angebunden; so gehe man, wo möglich, nie nahe an ihnen vorbei. Die Pferde beißen, und schlagen oft aus.

So gingen jüngst zwei Knaben an einer Mühle vorüber, wo eben die Pferde an den Wagen gespannt worden waren. Veit, der eine Knabe, sagte zu Gottlieb, seinem Kameraden: „Wir wollen warten, bis der Mühlwagen fortfährt; denn jetzt um die Ecke zu kommen, ist gefährlich." Gottlieb lachte; er nannte Veit einen Hasenfuß. Dicht trat er nun hin zu den Pferden und wollte herzhaft um die Ecke sich winden. Aber der Versuch mißglückte; eines der Pferde schnob wild ihn an und mit einem grimmigen Biß packte es den einen Arm Gottlieb's. Eine schmerzhafte Wunde war die Folge von Gottlieb's Verwegenheit.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Weisse, Carl Wilhelm,

Kinderleben Erzählungen freudiger und trauriger Begebenheiten aus demselben

Nürnberg [1849]

Paed.pr. 4095
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10761542-4